

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1982
HEFT 2**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

33. Jahrgang Heft 2

April–Juni 1982

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 8,- (zuzügl. Versandkosten, incl. 6,5 % MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 223243.

Inhalt

WILLY LEYGRAF

Zur Sache 85

REINHARD WOLF

Das Kibannele –

Zeuge höfischer Pracht im Stromberg 86

KONRAD BEDAL

Das Fränkische Freilandmuseum

in Bad Windsheim 90

HERMANN BAUSINGER

Theater und andere Irrtümer

Versuch ein schwäbisches Manko zu erklären .. 100

REINHOLD WURSTER

Der Bildhauer Elmar Daucher:

Steine zwischen Vogelschwarm und

Traktorspur 104

KURT OESTERLE

Karl Raichles Uracher Kolonie

Literatenleben an der Erms (1919–1931) 110

ERWIN ROHRBERG

Mittelschiffsarkadenwände

in Kirchen der Hirsauer Kongregation 116

RICHARD ESPENSCHIED

Zur Altstadtsatzung der Allgäustädte

Isny, Leutkirch und Wangen 122

WOLFGANG IRTENKAUF

Wanderungen in die Vergangenheit (10):

Das kaiserliche Hofgericht zu Rottweil 125

ARNOLD VATTER

Geislinger Elfenbeinwaren im 18. Jahrhundert

Die Arbeiten der Familie Knoll 127

ALFRED WEISS

Aus der Geschichte von Weißtannen

im Schwäbisch-Fränkischen Wald 130

Buchbesprechungen 133

sh aktuell 144

Veranstaltungen und Studienfahrten 152



Willy Leygraf: Zur Sache

Die Heimattage Baden-Württemberg sind ins Gerede gekommen. Sie wurden begründet, um das Land Baden-Württemberg als gemeinsame Heimat all seiner Bürger zu feiern, der Einheimischen, der hier heimisch gewordenen Vertriebenen, der Zugezogenen deutscher wie fremder Sprache und Nationalität. Jetzt will man sie – so scheint es – finanziell aushungern und herunterspielen zu einem regionalen Trachtenfest; und das wird schließlich verkommen in volkstümlich verbrämter Vereinsmeierei. Schlimmer aber scheint mir zu sein, was sich im Halbdunkel der Hintergründe mehr ahnen als erkennen läßt: Da haben die Verantwortlichen in der allerobersten Etage vor Jahren mit geschicktem Gespür eine Konjunktur gewittert: Sie griffen den Gedanken der Heimattage Baden-Württemberg auf und förderten das alljährliche Fest des Landes, sie nahmen daran teil und sprachen nun ebenfalls von Heimat.

Aber nicht nur Kaiser wollen immer wieder mal neue Kleider tragen. So wurde denn Heimat abgelegt und weitergegeben an wen anders, der auch schon früher mit Heimat zu tun hatte. An den für Natur- und Landschaftsschutz zuständigen Minister? Nein. An den für Denkmalpflege zuständigen? Nein! An den für Geschichte des Landes, für das kulturelle Umfeld mit Musik, Literatur, Kunst, Theater zuständigen? Nein und wieder nein. Heimat hat mit Tracht, Tracht hat mit Tanz, Tanz hat mit Sport, Sport hat mit Fußball – – – Und dieser Minister ist ja auch für Schulen zuständig und für Nichtwiedereinführung der Heimatkunde an denselben. Offensichtlich reduziert sich also Heimat im Verständnis bei den in Stuttgart Entscheidenden auf Volkslied zum Schultagsbeginn, auf Tracht und Tanz und auf ein wenig Feiertagsbrauch – und auf Vereine, die derlei vorzeigen und vorführen.

Bleibt die Frage, ob der SCHWABISCHE HEIMATBUND seine langjährigen vielfältigen (und vielfältig von den jeweiligen Fachministern anerkannten) Tätigkeiten für die Heimat Baden-Württemberg einstellen und dafür Spiel- und Sing-, Trachten- und Tanzgruppen einrichten soll. Vielleicht sollte er auch nur Lautstärke und Tonart seiner Äußerungen vergrößern und vergrößern, damit die Verantwortlichen merken, was Sache ist. (Und damit jeweils der Oberste – wenn er sich schon nicht selber kümmern kann um das, was seine Sache wäre – wenigstens aufpaßt, daß der richtige Obere sich richtig um die Sache kümmert.)

Das Titelbild

wird hier oben nicht exakt wiederholt, der Betrachter beider Luftbilder (freigegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart unter Nr. B 15808 und Nr. B 15810) befindet sich vielmehr sozusagen im Anflug auf den Gegenstand des ersten Aufsatzes in diesem Heft: In der Übersichtsaufnahme über das Kirbachtal gegen Nordwesten (dem Titelbild) erkennt man links vor dem Kirbachhof das Kibannele inmitten seines wiederhergestellten Ovalees; gegenüber liegt der rebenbestandene Hang des Schloßbergs. Im Ausschnittbild hier oben erkennt man es – nun schon deutlicher – im unteren rechten Eck.

Das Kibannele ist übrigens ein sehr anschauliches Beispiel für Überschneidung und Zusammenwirken von Kulturdenkmal und Natur-Umgebung, auf die ein in diesem Heft auf Seite 144 ausgeschriebener Fotowettbewerb die Aufmerksamkeit lenken möchte. (Anregungen zum gleichen Thema, aber ganz anderer Art, mögen auch die Abbildungen auf den Seiten 104 und 107 bieten.)

Das Kibannele

Zeuge höfischer Pracht im Stromberg

Reinhard Wolf

Der Glanz des württembergischen Herzoghofes, der ab 1660 im Gefolge der beliebten Treibjagden auch in die stillen Täler und weiten, wildreichen Wälder des Strombergs vordrang, ist längst verschwunden. Das Barockschloß in Freudental, das Herzog Eberhard Ludwig 1728 für die «Landverderberin» Graevenitz bauen ließ, ist der einzige Bau jener Epoche, der heute noch steht; vom Jagdschloß beim Kirbachhof und den Jagdunterständen und «Lusthäusern», die in zeitgenössischen Berichten Erwähnung finden, ist nichts erhalten geblieben. An die Jagdfreuden König Friedrichs erinnern in den Wäldern zwischen Freudental und Hohenhaslach noch moosige, halbverfallene Steinsitze sowie ein Natursteintempelchen, das die Einheimischen «das Altertum» nennen. Auch vom Jagdpavillon auf dem Schönenberg östlich von Hohenhaslach, der um 1830 erbaut wurde, ist außer einer steinernen Ruhebänk, einer Lindengruppe und einem Rondell aus großen Stubensandsteinblöcken nichts mehr erhalten.

Das wohl älteste und zugleich bekannteste Überbleibsel aus der Zeit der herrschaftlichen Jagden im Stromberg ist das «Kibannele» – eine Statue inmitten eines Ovalsees wenig östlich des Kirbachhofes. Von diesem See und dem Denkmal soll im folgenden berichtet werden.

Der Kirbachhof etwa halbwegs zwischen Ochsenbach und Häfnerhaslach wird urkundlich erstmals 1360 als Propstei des Stifts Odenheim bei Bruchsal genannt; vermutlich bestand ein kleines Kloster jedoch bereits seit etwa 1100. Zwischen 1442 und 1543 war dort ein Zisterzienserinnenkloster, das jedoch allmählich in Zerfall kam und dessen Kirche 1556 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde. Im Jahr 1562 wurde der Sitz der Forstmeisterei vom Stromberg von Sternenfels an den Kirbachhof verlegt. Nachdem Herzog Eberhard III. 1664 die gesamte Hofanlage gekauft hatte, begann die Blütezeit des Kirbachhofes. Bald wurde am Nordabhang des Baiselsberges ein über 200 Morgen großer Wald eingezäunt und als Tiergarten eingerichtet. Mehrere Fischteiche, in kleinerem Umfang vielleicht auch schon in die klösterliche Zeit zurückreichend, und die erste Fasanerie Württembergs entstanden bald darauf. Auf der Anhöhe östlich des Kirbachhofes wurde ein Lustschloß erbaut – 1666 in Holzbauweise, später offenbar als stattlicher, dreiflügeliger Steinbau mit umgebendem Park und weitläufigen Gartenanlagen für die Gäste des Herzogs. Im Staatsarchiv Stuttgart aufbewahrte Pläne und An-

sichten spiegeln die einstige großzügige Anlage wider. Vielleicht hat das Meer an Märzbechern, das in den ersten warmen Frühlingstagen den Waldboden südlich des Kirbachhofes weiß verzaubert, seinen Ursprung in diesen Gärten. Daß es auch damals schon «Kühlschränke» gab, zeigt die «Eisgrube»: eine heute dem Spaziergänger trotz der Nähe zum Wanderweg kaum mehr auffallende Vertiefung im Hochwald am Nordhang des Baiselsberges, damals ein von einem aus Ungarn herbeigeholten Fachmann angelegter Eiskeller. 1740 brannte das Schloß ab, ein Jahrzehnt später wurde es vollends abgebrochen; der Tiergarten wurde 1752 aufgelöst. Herzog Karl Eugen zeigte kein Interesse am Kirbachtal, nachdem auch schon unter Eberhard Ludwig und Carl Alexander der westliche Strombergbereich etwas «außer Mode» geriet.

Doch zurück zu den Park- und Gartenanlagen: Der Belustigung des Hofstaates und der Gäste dienten Nachenfahrten und Wasserspiele. Dazu wurde direkt unterhalb des Schlosses und der terrassenartigen Parkanlagen am Schloßberg in der Aue des Kirbaches 1670 ein ovaler See gegraben. Eine Wasserleitung führte zu einer in Seemitte auf einem gemauerten Sockel stehenden Sandsteinstatue. Über einen Hebel – dieser soll noch zu Beginn dieses Jahrhunderts vorhanden gewesen sein – konnte ein Springbrunnen in Betrieb gesetzt werden.

Drei Jahrhunderte hat die Statue inmitten des Sees überdauert. Etwas angewittert – Nase und beide Arme sind abgeschlagen und von Flechten grünlich gefärbt – schaut das «Kibannele» hinüber zum Schloßberg. Während es früher Herzöge, Hofstaat und Festlichkeiten sah, blickt es heute auf emsige Wengert, auf die Kühe in den umgebenden Viehkoppeln und auf einige wenige Wanderer, die hier abseits der Hauptwanderwege das Kirbachtal durchstreifen.

Da man die Statue lange Zeit für Diana, die Göttin der Jagd, angesehen hatte, nannte man die Frauengestalt im Volksmund «Kibannele» – abgeleitet aus «Kirbach-Diana». In den letzten Jahren tauchten jedoch Zweifel auf an dieser Deutung, und man sieht in der Figur eher die phrygische Göttin Kybele, die Personifikation der Mutter Natur, des Naturlebens und der Fruchtbarkeit. In der Antike wurde die Kybele meist als reich gekleidete Matrone sitzend dargestellt, vielfach mit einem Früchtekorb im Schoße. Bei allen Deutungsversuchen sollte man allerdings nicht vergessen, daß zur Zeit des Barocks

des öfteren Statuen in Anlehnung an antike Vorbilder geschaffen wurden, ohne daß diesen allegorische Bedeutung zukommen mußte.

Das Tier – der Größe nach ein Hund –, auf dem die Frauengestalt sitzt, hat keinen Kopf mehr. Am Rücken der Statue ist – auffallend roh gemeißelt im Vergleich zu der ansonsten fein gearbeiteten Figur – eine Rinne eingetieft, die in einem Bohrloch am Hinterkopf mündet: die Führung der Wasserzuleitung zum ehemaligen Springbrunnen.

Seit der letzten Seereinigung in den dreißiger Jahren, die, wie die neuen Befunde gezeigt haben, nur oberflächlich gewesen sein kann, war der See nicht mehr als Fischwasser in Benutzung. Zusehends verwuchs die Wasserfläche, und im Sommer 1979 – vor der gründlichen Entschlammung – konnte man trockenen Fußes durch hohes Schilf zum Denkmalsockel gelangen. Bereits mannshohe Schwarzerlen, Salweiden und Eschen zeigten, daß in wenigen Jahren das «Kibannele» in ein Dickicht eingewachsen gewesen wäre.

Um der Idylle des Sees mit seinem Denkmal Fortbestand garantieren zu können, wurde 1979 eine gründliche Sanierung des Sees in Angriff genommen. Die Stadt Sachsenheim als Träger der etwa 65000 DM kostenden Maßnahme konnte dazu auf einen maßgeblichen Zuschuß aus Naturschutzmitteln des Regierungspräsidiums Stuttgart zurückgreifen; die technische Organisation und Betreuung lag bei der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart.

Bei der Vorbereitung der Entschlammung, welcher der heutige Besitzer des Sees und seiner Umgebung, der Rinderzuchtverband Stuttgart, zunächst nur unter Vorbehalt zustimmte, bereitete verschiedenes Unbekannte Kopfzerbrechen: Stimmt die Gerüchte der Ortsansässigen, daß der Seeboden mit Steinplatten ausgelegt sei, und wie würden diese die Baggararbeiten beeinflussen? Wie tief war der See ursprünglich – konnte man überhaupt bis auf den alten Seeboden hinabbaggern, ohne daß Wasser vom nahen Kirbach einströmte? Und schließlich: Waren die (bis zur Entschlammung unbekannten) Zuflüsse ausreichend, den See zu füllen – oder mußte der in den Viehweiden andeutungsweise noch erkennbare Wasserzuleitungsgraben vom Seebach her neu gebaggert werden?

Auf herzogliche Weisung ist im 17. Jahrhundert sicher manches Projekt angegangen worden, das bis dahin als undurchführbar galt. Die Ausnutzung natürlicher Gegebenheiten verstanden unsere Vorfahren meisterlich; diese Fähigkeit geht uns Heutigen manchmal ab, oder wir glauben, angesichts der technischen Möglichkeiten die Natur weniger be-



Das «Kibannele» auf hohem Sockel über dem Schilf, das den ovalen See mit der Zeit ausgefüllt hatte. Ob die Figur Diana oder Kybele darstellt oder sonst wen, ist heute kaum noch zu entscheiden.

rücksichtigen zu müssen. Bei der Planung der Sanierung ging man davon aus, daß eigentlich keine heute unlösbaren Probleme auftauchen dürften – was sich schließlich auch als richtig erwiesen hat. Mit einem in schwierigeren Wasserbaufragen erfahrenen Tiefbauunternehmen wurde im Dezember 1979 mit dem Ausbaggern begonnen. Meter um Meter hob der riesige Seilbagger den von Schilfrhizomen durchwurzelter Faulschlamm über eineinhalb Meter tief bis auf den ursprünglichen Seegrund – den gewachsenen Gipskeuperboden – aus. Steinplatten kamen nicht zum Vorschein, doch lag der Seegrund tatsächlich etwas tiefer als der Wasserspiegel des nahe vorbeifließenden Kirbaches. Direkt auf dem Seegrund aufliegend kam eine aus drei parallelen Kiefernteucheln bestehende, mit Bleimanschetten an den Stößen abgedichtete Wasserzuführung zum ehemaligen Springbrunnen zum Vorschein. Sauber gearbeitet war diese Druckleitung, die in der Achse Schloß – Parkmittelweg – «Kibannele» vom Schloßberg herunterzog. Der weitere Verlauf dieser Leitung ist allerdings unbekannt, und auch eine Quelfassung ist nirgends zu finden. Da zum Betrieb eines Springbrunnens jedoch ein grö-



ßerer Höhenunterschied erforderlich ist, dürfte die Leitung wahrscheinlich aus dem Seebachtal herziehen und durch die heutige Schafweide in halber Höhe des Schloßberges verlaufen.

Gewaltig waren die Aushubmengen, die der Bagger während der dreiwöchigen Ausbaggerung zu Bergen rund um den See aufhäufte. Die Frostperiode im Januar 1980 erlaubte ein sauberes Ausschleppen des Seegrundes mit der Planierraupe sowie die Abfuhr eines Großteils des Aushubs. Der Transport mußte über die Viehweiden und unbefestigte Feldwege zur Straße in Richtung Hohenhaslach erfolgen und war daher nur bei Frost zu bewerkstelligen. Der von Steinen und Schilfrhizomen durchsetzte Schlamm wurde zur Abdeckung eines ehemaligen Schuttplatzes bei Hohenhaslach verwendet. An manchen Tagen war es so kalt, daß der Schlamm während der Fahrt auf den Lastwagen festfro; kurzfristig mußten deshalb Lastwagen mit beheizbarer Ladefläche organisiert werden. Als die ersten wärmeren Sonnenstrahlen den Boden um das «Kibannele» auftauen ließen, mußten die Bauarbeiten eingestellt werden, da das Gelände unpassierbar war. Der verbliebene Rest des Aushubs wurde im Herbst 1980 abgefahren, zum Teil auch an Ort und Stelle einplaniert. Nicht näher untersucht werden konnte der Sockel des Standbildes – fest steht nur, daß die Insel auf einem quadratischen Gerüst aus Eichenbalken ruht; solange sie unter Luftabschluß unter Wasser liegen, werden sie noch lange haltbar bleiben.

Schon während der Bauarbeiten zeigten sich an den Seeufern mehrere Quellen. Die oben erwähnte hölzerne Wasserleitung führte kein Wasser mehr – wahrscheinlich ist sie dort, wo sie nicht unter dem Grundwasserspiegel liegt, völlig zerstört. Nach dem Bau eines neuen Auslaufbauwerkes und nach dem Aufstau im April 1980 war der See binnen zwei Wochen voll. Nach etlichen Rest- und Aufräumarbeiten zeigte sich der See wieder in altem, wenn auch nicht höfischem Glanze. Die Probleme waren alle gemeistert worden, und das «Kibannele» spiegelt sich wieder im Wasser. Bald werden auch wieder die randlichen Schlehenhecken hochgewachsen und die letzten Narben der Bauarbeiten verheilt sein. Die im Herbst 1980 abgefahrenen restlichen Schlammberge wurden von Landwirten zur Bodenverbesserung erbeten. Und wie der Zufall es wollte, fand Landwirt Koch (Ochsenbach) beim Verteilen

Oben und in der Mitte: Gegen Beginn und kurz vor Ende der Baggerarbeiten. – Unten: Dieser Torso eines Hundes kam erst nachträglich im ausgebagerten Schlamm zum Vorschein. – Rechts: Das Kibannele nach der Wiederherstellung des Sees.

(Alle Aufnahmen zu diesem Aufsatz vom Verfasser)

des Materials auf dem Acker eine fast zwei Zentner schwere Hundestatue. Wiewohl der Baggerführer ständig auf behauene Steine Obacht gegeben hatte – man wollte vor allem die abgeschlagenen Arme des «Kibannele» sowie den Kopf des als Sitz dienenden Tieres finden –, geriet das Hundestandbild in den Baggerkübel und auf den Lastwagen. Bei der Statue, die derzeit im Rathaus von Ochsenbach auf eine vielleicht mögliche Restaurierung wartet, handelt es sich um eine aufrecht sitzende Hündin. Unterkiefer, Vorderläufe und Hinterbeine fehlen; die Bruchstellen lassen allerdings den Schluß zu, daß die fehlenden Teile nicht erst neuerdings während des Baggers abbrechen. Bis ins Detail ist das Hundestandbild äußerst fein gearbeitet. Auf einem breiten Halsband mit schöner Schnalle ist die Jahreszahl 1670 zu lesen. Spuren von Verwitterung gibt es kaum, alle Kanten und Ecken sind bestens erhalten; daraus muß wohl geschlossen werden, daß die Statue schon sehr lange am Grunde des Sees und später im Schlamm gelegen sein muß.

Wie beim «Kibannele» ist auch der Hinterkopf des Hundes durchbohrt, wobei die Wasserzuführung nicht ganz klar ist. Dicht neben der Durchbohrung deutet ein verrostetes Stück Eisen am Halsband vielleicht auf eine Halterung des Wasserrohres hin. Durch das offene Maul – der Unterkiefer ist, wie ge-

sagt, verloren gegangen – wird also Wasser ähnlich wie bei einem Wasserspeier in den See geflossen sein. Ob die Statue auf der Insel beim Denkmal, auf dem Denkmalsockel oder am Seerand aufgestellt war, wird wohl für immer unbekannt bleiben. Lediglich die aufgefundenen drei parallelen Wasserleitungen könnten darauf hinweisen, daß die Hündin ebenfalls auf der Insel stand. Weist also die dritte Leitung auf eine weitere Statue hin? Nur ein weiterer Zufall könnte Antwort auf diese Frage geben.

Wer das «Kibannele» aufsuchen möchte, parkt am besten auf dem Wanderparkplatz wenige hundert Meter nach dem Ortsausgang von Ochsenbach rechts der Straße nach Häfnerhaslach und spaziert über die Feldwege und den Viehtrieb ins Kirbachtal und dort talauf. In die Viehkoppeln sind – auch beim Kirbachhof – Durchgänge eingebaut worden, so daß ein Übersteigen oder Öffnen der Zäune und Gatter nicht notwendig ist.

Beim Blick vom Schloßberg auf das «Kibannele» läßt sich von alten – für die Masse der Bevölkerung gewiß nicht angenehmen – Zeiten der herzoglichen Jagdfestlichkeiten träumen: Das Halali der Jäger und Treiber hallt in den Wäldern, die heutigen Rebhänge verwandeln sich in Gartenanlagen, und plötzlich wird zum Ergötzen des nachenfahrenden Hofstaates der Springbrunnen betätigt. . .



Lange genug blieb der Süden Deutschlands, was die Errichtung von Freilichtmuseen anbetrifft, weit hinter der Entwicklung im Norden zurück. Sieht man einmal vom Ausnahmefall des Schwarzwälder Freilichtmuseums «Vogtsbauernhof» in Gutach ab, so kommt hier die Entwicklung eigentlich erst so richtig mit den 70er Jahren in Gang. Zumindest für Bayern setzte hier die Gründung des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern im Jahr 1972 einen Meilenstein. In der sehr kurzen Zeit von gut drei Jahren konnte dieses Museum bereits eröffnet werden, und sein Publikumserfolg strahlte auch in die übrigen bayerischen Regionen aus.

Das Modell Oberbayern mit seinem Freilichtmuseum stand, wenigstens was die politische Seite – und das heißt zunächst, was die Frage der Trägerschaft – betrifft, auch für die Gründung eines fränkischen Freilichtmuseums Pate. Als zweiter bayerischer Bezirk beschloß 1976 der Bezirk Mittelfranken, ein Freilichtmuseum zu errichten, nämlich das «Fränkische Freilandmuseum» in Bad Windsheim. Dabei muß betont werden, daß der Bezirk in Bayern – anders als in den übrigen Bundesländern – zugleich auch eine kommunale Gebietskörperschaft ist mit eigenem Parlament, dem Bezirkstag, also nicht nur eine staatliche Untergliederung wie der Regierungsbezirk (im gleichen Gebietsumfang). Diese Besonderheit Bayerns mit den Gliederungen in Bezirke, zu deren Aufgaben auch die regionale Kultur- und Denkmalpflege gehören, hat von vorneherein eigentlich nie die Diskussion so scharf auf den Gegensatz Regionalmuseum – Zentralmuseum wie in Baden-Württemberg gebracht – das Land schied offenbar von Anfang an als Initiator aus. Mit den Bezirken sind, so möchte man meinen, die idealen Träger für eine zwischen den beiden Extremen – dem großen staatlichen Zentralmuseum und dem kleinen mehr oder weniger örtlichen Bauernhofmuseum – liegende Einrichtung vorhanden. Freilich besteht dafür die Gefahr, daß ein solches Museum sich der Konkurrenz anderer Freilichtmuseumsbestrebungen erwehren muß und sich nicht auch Aufgaben widmen kann, die über die vielleicht zu engen Grenzen hinausweisen. Mit diesem Problem hat ganz besonders ein sich als «Fränkisch» betiteltes Freilichtmuseum zu kämpfen, so wie unseres, das nur von einem Bezirk, nämlich dem Bezirk Mittelfranken als zugleich finanzkräftigstem, getragen wird, nicht aber von den beiden anderen bayerisch-fränkischen Bezirken, den Bezirken Oberfranken

und Unterfranken. Trotz dieses offensichtlichen Handicaps unseres Museums zeichnet sich hier für die weitere Zukunft eine – wie zu hoffen ist – realisierbare und vom Museum her sinnvolle Lösung ab. Ausgangspunkt dafür soll eine gemeinsame fränkische Planung für die Freilichtmuseen sein, dem sich das Konzept des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim einordnet.

Einige Überlegungen zur Fränkischen Situation

Wesentlichstes Merkmal eines jeden Freilichtmuseums sind die Häuser als die wichtigsten Exponate; darin unterscheidet es sich grundlegend von anderen Museen, deren Exponate hauptsächlich mobile Gegenstände sind. Die einmal stehenden, unverrückbaren Bauobjekte eines Freilichtmuseums können nur im extremen Ausnahmefall umgruppiert und neu aufgestellt werden, wie das sonst bei musealen Sammlungen prinzipiell relativ leicht möglich ist. Die gewählte «Siedlungsanlage» schreibt die Grunddisposition eines Freilichtmuseums für nahezu immer fest.

Aufgabe eines Freilichtmuseums ist es, die bauliche und kulturelle Vielfalt innerhalb seines Einzugsgebietes in ihrer zeitlichen Schichtung, regionalen Differenzierung, ihrer sozialen Stufung und in ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit zu zeigen. Es darf daher nicht nur repräsentative und nicht nur bäuerliche Beispiele aufnehmen, sondern muß auch schlichte bis ärmliche Bauten der unteren bäuerlichen Bevölkerungskreise wie Tagelöhner und Hirten berücksichtigen. Die vorgesehenen Bauten sollen im Museum in ihrer individuellen Erscheinung, in ihren geschichtlichen Wandlungen und, wenigstens angenähert, in ihrem einstigen kulturlandschaftlichen und siedlungsmäßigen Zusammenhang aufgebaut bzw. erhalten werden.

Bei der landschaftlichen und historisch-kulturellen Vielfalt Frankens und seiner politischen Zersplitterung ist eine angemessene Präsentation aller wesentlichen ländlichen und kleinstädtischen Bauformen in einem einzigen zentralen Museum kaum erreichbar und wahrscheinlich auch nicht sinnvoll. Wir gehen daher für unser Museum davon aus, daß nicht ganz Franken in Bad Windsheim vertreten sein kann. Da aber unser Museum in Bad Windsheim das erste in seiner Art in Nordbayern und in der Zwischenzeit auch schon relativ weit fortgeschritten ist, ein ausreichend großes Gelände besitzt und nahe



Giebelfront des Hauses aus Seubersdorf vor dem Abbau 1980

den beiden anderen fränkischen Bezirken Ober- und Unterfranken in der Mitte Frankens liegt, ist es von vornherein dazu geeignet, gleichsam das nordbayerische Gegenstück zum «großen» südbayerischen Freilichtmuseum an der Glentleiten zu werden. Zumindest der «nordfränkische», gebirgige Teil mit Spessart, Rhön, Frankenwald und Fichtelgebirge werden aber von vornherein nicht für das Windsheimer Museum berücksichtigt. In diesen Gebieten sollten eigene kleinere Museen entstehen und gleichsam als Ergänzung von Bad Windsheim in diesen Regionen dienen. Mit dem «Oberfränkischen Bauernhofmuseum» in Kleinlosnitz bei Münchberg ist damit bereits ein hoffnungsvoller Anfang gemacht, zu dem möglicherweise in nächster Zeit der Museumsstandort Fladungen für das

nördliche Unterfranken hinzukommt. Das an Mittelfranken nördlich angrenzende unterfränkische und oberfränkische Gebiet bleibt dagegen bei der Objektsuche für Bad Windsheim nicht ausgeklammert.

Zum Gelände in Bad Windsheim

Das Museumsgelände von immerhin 40 ha (zum Vergleich: Kommern/Rheinland: ca. 80 ha) liegt zwischen der Altstadt von Bad Windsheim im Norden und einem für Hochwasserfälle geschaffenen Flutgraben der Aisch im Süden. Bis auf einen ehemaligen Müllberg, der inzwischen als «Museumshügel» harmonisch in die umgebende Landschaft eingefügt worden ist, und einen flachen sogenannten «Gips-

hügel» ist das Gelände relativ eben und – leider – relativ baumlos. Man kann es auch so sagen: es ist eine landschaftlich gesehen harmlose Gegend, in die die Häuser hineingebaut werden. Der ungewöhnliche Reiz des Geländes liegt gerade in diesem Gegensatz einer übertrieben gesprochen monotonen landwirtschaftlichen Fläche vor der türmereichen Silhouette der ehemaligen Reichsstadt Windsheim im Norden und den bewaldeten Erhebungen der Frankenhöhe im Süden. Die für manche vielleicht zunächst etwas enttäuschende Anspruchslosigkeit unseres Museumsgeländes hat durchaus ihre Vorteile, sogar ihre Berechtigung. Grundsätzlich ist ja schließlich eine schlichte, einfache Landschaft der Normalfall in Franken. Auch die verhältnismäßig gerade Linienführung der Fluren und der Wege, vor allem im Südteil des Geländes, ist nicht eine moderne Zutat, sondern entspricht einer reichen und relativ flachen Ackerbaugegend, wie es das Windsheimer Gebiet darstellt. Außerdem ist die Einteilung der Fluren in schmale Streifen typisch für später aufgeteilte Gemeindegründe, die sich fast überall im 18./19. Jahrhundert zu den alten Fluren gesellten. Ein weiterer, nicht unerheblicher Vorteil liegt in der leichteren Bebaubarkeit eines schlichten Geländes: die originalen Standorte des translozierten Objektes sind meist

relativ problemlos zu erreichen, eher zumindest als in einem Gelände mit sehr starkem Relief (vergleiche dagegen die Schwierigkeiten des Freilichtmuseums Sobernheim mit seiner engen Talsituation oder die des Oberbayerischen Freilichtmuseums, auf der voralpinen Glentleiten Höfe aus dem überwiegend nicht alpinen Oberbayern unterzubringen). Und schließlich «überbört» eine großartige Landschaftskulisse nicht das, was den eigentlichen Sinn des Museums ausmacht: die wiederaufgebauten und eingerichteten historischen Gebäude. Die Nähe zur Stadt betont außerdem die intensiven Verflechtungen zwischen Stadt und Land, die ja für Franken besonders gelten. Zugleich zeigt sich schon jetzt, daß diese enge Verbindung dem Museum selbst Lebendigkeit und Gegenwartsnähe zubringt – zumal außerdem Bad Windsheim selbst mit seinem bedeutenden historischen Baubestand eine «städtische» Ergänzung zum mehr ländlich ausgerichteten Freilandmuseum darstellt.

Grundgedanke war von Anfang an, so wenig wie nötig am Gelände selbst zu verändern. Erst im direkten Zusammenhang mit Gebäuden kann Wegeführung, Bepflanzung und Relief eine sinnvoll begründete und behutsame Gestaltung erfahren. Der Grundsatz der möglichst geringen Verände-

Schematischer Museumsaufbauplan. Die bereits stehenden oder im Aufbau befindlichen Gebäude sind mit Nummern eingetragen.





Hof aus dem Fürther Umland während des Wiederaufbaus 1981; rechts Haus aus Seubersdorf, links Haus aus Braunsbach

rungen der Landschaft hat zwei große Ausnahmen: einmal die Modellierung und Bepflanzung des bereits erwähnten einstigen Müllberges, des sogenannten Museumshügels, und dann das Anlegen neuer Wasserläufe. Bei einem Müllberg versteht sich eine tiefgreifende Maßnahme von selbst: Sie erfaßt ja kein natürliches Gelände, sondern einen Fremdkörper, der dem Bedürfnis des Museums angepaßt werden mußte und jetzt mit seiner leicht welligen Erhebung eine ideale Landschaftskomponente darstellt.

Im Museumsgelände mußten umfangreiche Wasserbaumaßnahmen durchgeführt werden. Die Aisch wurde um ca. 200 m südlich in das Gelände verlegt und dient hier der Grenzziehung. Außerdem sind im mittleren Teil des Geländes zwei Weiher anstelle ehemaliger, inzwischen zugeschütteter Eisweiher wieder erstanden und gleichzeitig damit ein kleiner Wasserlauf, der später auch zum Antrieb von Mühlen dienen soll. Bei den Wasserbaumaßnahmen spielt das historische Vorbild eine große Rolle, nicht nur bei Brücken, sondern sogar beim neuen Lauf der Gewässer, die unregulierten Bach-

läufen des westlichen Mittelfranken nach alten Katasterplänen nachgebildet wurden.

Alle Arbeiten am Museumsgelände dienen zunächst einer besseren und möglichst historisch-gerechten Einbindung unserer Museumsobjekte. Auf lange Sicht kommt aber dem freien «Land» im Museum eine weitere Aufgabe zu, nämlich ökologisch-historische Bezüge darzustellen: u. a. aussterbende Kulturpflanzen (z. B. Flachs, Dinkel) und ihren Anbau vor der Industrialisierung, sogar mit den zugehörigen Unkräutern, alte Vieh- und Schafweiden im Bereich des Museumshügels, Anbau von Sonderkulturen nach früherer Art (Weinberg, Hopfengarten) zu zeigen. Erst dann ist auch in dieser Richtung die angestrebte, sicher mehr als Utopie zu verstehende ganzheitliche Darstellung der alten ländlichen Kultur wenigstens ausschnittsweise erfüllt.

Die Baugruppen im Gelände

Die für Franken typischen Siedlungsformen sind Dorf und Weiler. Es kommt also für das Museum keine Aneinanderreihung von Einzelobjekten ohne



Das Gasthaus zur Krone aus Oberampfrach beim Wiederaufbau

Bezug zueinander in Frage, sondern nur – von einigen Sonderfällen wie etwa Mühlen abgesehen – eine Anordnung der Bauten in mehr oder weniger dichten Baugruppen. Und bei aller Vielfalt im Detail (etwa des Fachwerks) besitzen fränkische Hausformen prinzipiell soviel Gemeinsamkeit, daß sie innerhalb größerer Gebiete durchaus zu einer Baugruppe addiert werden können. Eine exakte kleinräumige Trennung von Haustypen und damit eine Bildung von «Hauslandschaften» ist in Franken sowieso nur sehr eingeschränkt möglich – wichtiger sind oft soziale und wirtschaftlich bedingte Unterschiede.

Nach dem Museumskonzept werden die im Museum zu errichtenden Gebäude hauptsächlich auf drei dorf- bzw. weilerartige Baugruppen konzentriert. Für die Siedlungsform dieser drei Baugruppen besteht jeweils ein konkretes Vorbild nach Katasterplänen des frühen 19. Jahrhunderts, das freilich nicht in allen Einzelheiten übernommen werden kann, sondern je nach den Gegebenheiten der translozierten Bauten behutsam abgewandelt werden muß. Die drei Baugruppen sind in Größe und Anlage deutlich verschieden und sind so im Gelände platziert, daß sie sowohl ebene wie geneigte Bauplätze besitzen und außerdem die Lage im Gelände mit der Herkunft der Bauten innerhalb Mittelfrankens einigermaßen korrespondiert.

Baugruppe I wird westlich des Museumshügels an-

gelegt, dessen Westhang zum Teil mit einbezogen wird. Es wird ein relativ dichtes Dorf mit meist regelmäßigen Hofanlagen angestrebt, wie es für das westliche Mittelfranken (Frankenhöhe, Steigerwald) und das anschließende Unterfranken (Maingebiet) sehr häufig zu beobachten ist. Um einen Dorfplatz mit Brunnen und Linde werden etwa zehn kleinere und größere Gehöfte (sogenannte Baueinheiten) aufgebaut; u. a. wird hier auch ein Weinbauernegehöft (Häckerhaus) errichtet. Die Giebel der Häuser werden meistens zum Platz bzw. zur Straße zeigen. Der nordwestliche Teil dieses Dorfes wird speziell für südunterfränkische Objekte (Maingebiete) reserviert. In diesem Dorf werden auch die gemeinschaftlichen Bauten, wie sie gerade im westlichen Franken häufig sind, untergebracht: Hirtenhaus, Gemeindehaus, Dorfrathaus, Dorfbackhaus, Brechhaus, Torhaus, um nur einige zu nennen.

Baugruppe II entsteht östlich des Museumsberges und bezieht den Südhang des Gipshügels mit ein. Im Unterschied zum dichten und regulären Siedlungsbild der Baugruppe I wird die Baugruppe II eine relativ lockere, um einen kleinen Dorfweiher gruppierte Anlage bilden und mit etwa sieben Baueinheiten deutlich weniger Gebäude aufweisen als Baugruppe I. Hier werden vorwiegend Häuser aus dem östlichen Mittelfranken (Nürnberger Land), wo die weilerartigen Siedlungen überwiegen, aufgebaut – u. a. wird auch hier der Hopfenbau seine Darstellung finden. Nach Osten zu bietet sich eine Erweiterung für Objekte aus den anschließenden süd-oberfränkischen Gebieten (Frankenalb) an, ein Gebiet, das grundsätzlich dem Nürnberger Raum verwandt erscheint.

Baugruppe I und Baugruppe II vertreten auch siedlungsgeschichtlich zwei verschiedene Phasen: Baugruppe I läßt sich vorwiegend den dichten Haufendörfern in den altbesiedelten fränkischen Gebieten zuordnen, während sich Baugruppe II mehr auf die jüngeren, hochmittelalterlichen Ausbaugelände Frankens bezieht.

Baugruppe III schließlich wird im Süden des Geländes entstehen und ausschließlich Objekte aus dem südlichsten Mittelfranken (Altmühlgebiet) aufnehmen; sie liegt beidseitig vom sogenannten Flutgraben (Alte Aisch), in der Form einer am Bach und am Weg aufgereihten Gebäudegruppe und umfaßt künftig etwa fünf Baueinheiten, davon zwei südlich des Bachlaufes. Die Häuser des südlichsten Mittelfranken mit ihren flachgeneigten, legschiefergedeckten Dächern nehmen eine Sonderstellung im fränkischen Raum ein, der seine entsprechende Berücksichtigung auch in unserem Museum finden muß. Die Lage an einem Bachlauf ist gerade im Vor-

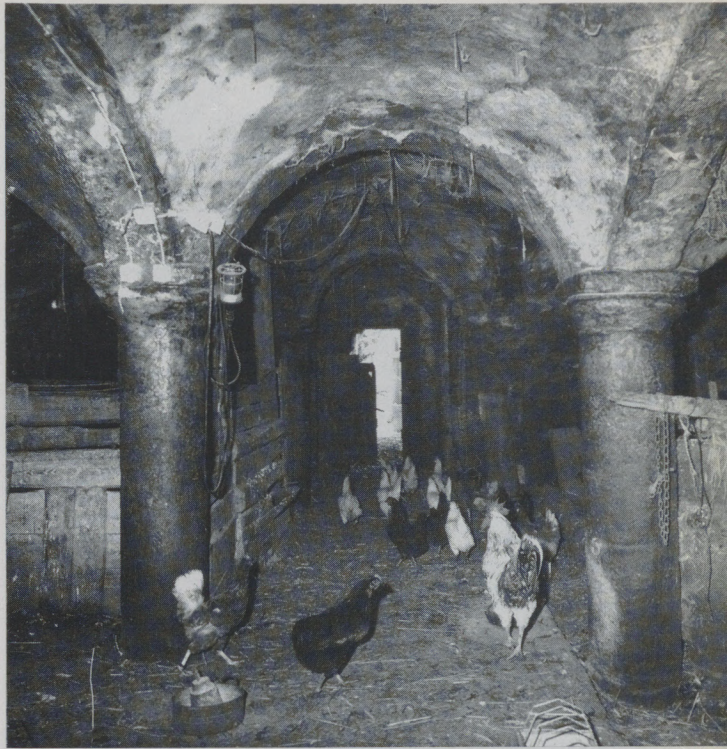
land der Frankenalb und insbesondere im südlichen Jura häufig.

Zu diesen drei sowohl siedlungsmäßig unterschiedlichen wie verschiedenen regionalen Gebieten zugeordneten Baugruppen kommen weitere Baulichkeiten. Eine davon stellt die *Eingangsbaugruppe* im Norden des Geländes dar. Der Eingangsbereich liegt nördlich der verlegten Aisch, ist unabhängig vom Museum selbst und seinen Öffnungszeiten. Gebäude dieser Gruppe sind somit ideal geeignet für Veranstaltungen jeglicher Art, insbesondere für Ausstellungen, Tagungen, Geselligkeit.

Ländliche Technik, wie sie in Teilen Frankens früher die gewerbliche Struktur prägte, bediente sich vor allem der Wasserkraft. Dies soll vor allem durch den Wiederaufbau von Mühlen im Museum gezeigt werden. Die meist etwas vom Dorf abgelegenen Mühlen besitzen in Franken eine große Bedeutung; neben den Mahlmühlen müssen auch Säg- und Ölmühlen aufgebaut werden; unentschieden ist, ob ein Hammerwerk im Museumsgelände entsteht oder als Außenstelle angegliedert wird.

Weitere mögliche Einzelbauten sind u. a. Kapelle, Kellerhaus, Feldscheune, Einzelhof und eine Gastwirtschaft mit Kegelbahn in der Art eines Sommerkellers im Südosteck des Geländes, die vor allem bei größerem Besucherandrang an heißen Tagen unumgänglich ist und zur Ergänzung der anderen Bewirtungsmöglichkeiten, etwa im Eingangsbau oder im Dorf I, dienen soll. Außerdem sind mehrere Kleindenkmäler und auch Brückenbauten im Aufbau bzw. vorgesehen.

Franken besitzt einen ungewöhnlich reichen Holzbaubestand aus dem späten Mittelalter. Da aber diese Bauten nur durch tiefgreifende Rekonstruktionen in ihrer mittelalterlichen Struktur zu erkennen sind, fehlt ihnen dann die Lebendigkeit der erhaltenen Bauten des 16. bis 19. Jahrhunderts. Sie sollen in einer eigenen Gruppe ihre Darstellung finden. Dafür bieten sich zwei Möglichkeiten an: einmal besitzt Bad Windsheim selbst im sogenannten Bauhof einen der eindrucksvollsten Holzbauten des Mittelalters in Süddeutschland überhaupt, der 1441/42 erbaut wurde und nicht weit entfernt vom Museumsgelände noch in der Altstadt liegt. Dicht daneben steht ein weiteres mittelalterliches Gebäude, eine kleine Scheune von 1398/99. Damit ist bereits – noch innerhalb der Altstadt von Bad Windsheim gelegen – ein geeigneter Ansatzpunkt für eine Baugruppe «Bauen im Mittelalter» vorhanden, die in irgendeiner Form integriert werden soll. Gleichzeitig drückt sich damit der enge Zusammenhang von Stadt und Land in Franken ganz konkret in unserem Museum aus.



Oben: Stallgewölbe des Hauses aus Seubersdorf vor dem Abbau 1980. – Unten: Maurer beim freihändigen Wölben der böhmischen Gewölbe im Seubersdorfer Haus.





Lehmfachwerk der Scheune aus Ergersheim beim Abbau

Neben dieser mehr städtischen, mittelalterlichen Baugruppe mit in situ erhaltenen Gebäuden ist im Gelände selbst eine kleine Baugruppe mittelalterlicher bäuerlicher Bauweise geplant, und zwar ganz im Süden des Geländes, von allen Seiten einsehbar. Hier soll insbesondere ein sogenanntes «Schwedenhaus» mit strohgedecktem Vollwalmdach des Mittelalters (genau: von 1367) zumindest in seinem alten Gerüst wiedererstehen, möglicherweise auch einmal ein Firstsäulenhaus des westlichen Franken.

Bisherige Aufbauarbeiten

Die ersten Abbauten begannen bereits im Sommer 1977; bis Ende 1981 sind für das Museum bereits 25 Gebäude geborgen worden. Der Aufbau von Gebäuden im Gelände hat im Frühjahr 1979 angefangen. Das erste, gleichzeitig ein großes und schwieriges Gebäude, war das alte Wirtshaus zur Krone aus Oberampfrach, Landkreis Ansbach, nahe der württembergischen Grenze.

Das im Jahre 1705 erbaute Gasthaus ist ein besonders repräsentativer, zweistöckiger Bau mit hohem Mansarddach und im Obergeschoß reichem Schmuckfachwerk. Wie einst nehmen nun die Gastwirtschaft (in Betrieb) und ein großer Tanzsaal das Obergeschoß ein. Im Erdgeschoß, das früher den Stall beherbergte, sind künftig Kassenraum, Personalräume und ein Ausstellungsraum unterge-

bracht, der letztere ganz in der Art des alten Stalles: als große Halle mit vier Holzsäulen. Am 10. Mai 1980 wurde das prächtige Haus, noch vor der eigentlichen Museumseröffnung, seiner Bestimmung als Gasthaus, Ausstellungs- und Veranstaltungsgebäude übergeben. Im Anschluß an das Gasthaus wurde noch im gleichen Jahr die zugehörige Scheune von 1885 errichtet, die inzwischen als Ausstellungsraum für frühe landwirtschaftliche Maschinen dient (u. a. mit einem hölzernen Göpel von 1880). Später ist für die Eingangsbaugruppe noch an ein zusätzliches Kassenhaus und an ein Verwaltungsgebäude gedacht, beide ebenfalls als historische Objekte. Vom ehemaligen Gasthaus aus gelangt man über eine zweibogige Sandsteinbrücke in das eigentliche Museumsgelände mit den «Dörfern». Diese Brücke ist ebenfalls ein Original: sie wurde in Unteraltanbernheim bei Bad Windsheim abgebaut und hier Stein für Stein wieder aufgebaut. Im Dorf Nürnberger Land ist der erste Hof errichtet. Er besteht aus einem Bauernhaus aus Seubersdorf bei Fürth, das vermutlich 1684 errichtet und im 19. Jahrhundert stark umgebaut wurde. Das nahezu quadratische, breitgelagerte, aber nur eingeschossige Haus zeichnet sich durch seine gewölbten Ställe und das Giebelfachwerk aus. Den Hof vervollständigen ein Stadel aus Buttendorf, größtenteils verbrettert und etwa aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammend, sowie ein Nebenhaus aus Braunsbach, im Jahr 1750 erbaut und als Backofen und Stall dienend. Die Hofanlage wurde dem ursprünglichen Plan des Hofes von Seubersdorf entsprechend angelegt: ein lockerer, relativ weiter Dreiseithof, dessen Hauptgiebel nach Osten zeigen. Nicht weit von diesem Hof entfernt entsteht eine große Mühle, die 1576 in Unterschlausersbach, Landkreis Fürth, gebaut wurde. Mit ihrem weit vorkragenden Schopfwalm am Südgiebel, den ausladenden Fenstererkern, den mächtigen Eichensäulen im Inneren des Mahlraumes und dem strengen Fachwerk verkörpert sie ideal die qualitätvolle Bauweise des 16./17. Jahrhunderts im Nürnberger Umland.

Die meisten Gebäude sind bereits im Dorf des westlichen Mittelfranken errichtet. Als erstes wurde hier eine Schäferei aus Hambühl bei Neustadt, noch etwas abseits vom Dorf, wieder aufgebaut. Es war ursprünglich ein gemeindeeigenes Gebäude, das als Schafstall sowie als Schäfer- und Armenwohnung diente und 1744 erbaut wurde. Es schließen sich dann zwei Kleinbauernhöfe an, einmal von der Frankenhöhe, das andere Mal vom Steigerwaldrand. Gerade in diesem doch relativ großen «westlichen Dorf» soll auch eine gewisse soziale Gliederung beachtet werden. Daher wird versucht, die

kleineren Höfe auf der einen Straßenseite, die größeren Höfe mehr auf der anderen anzulegen. Den ersten Kleinbauernhof bildet ein Häuschen aus Oberfelden bei Rothenburg aus der Zeit um 1700, das seit etwa 100 Jahren nicht mehr verändert wurde, mit einer kleinen verbretterten Scheune aus Dörflein, nicht weit davon entfernt. Als nächstes schließt sich dann ein kleiner Hof aus Ergersheim bei Bad Windsheim an, dessen kleines Wohnhaus im Erdgeschoß gemauert ist (im Innern einfache Stuckdecken) und dessen Scheune mit dem (jetzt ziegelgedeckten) Vollwalmdach und den alten Lehmwänden, die insgesamt übertragen wurden, besonders auffällt. Diese Scheune wurde bereits 1591 errichtet, gehörte aber zu einem anderen Haus.

Auf der anderen Straßenseite wird als erstes ein großer Hof aus Herrnberchtheim im Uffenheimer Gau, einer reichen Ackerbaulandschaft, aufgebaut. Bisher stehen nur Scheune und Schweinestall, im nächsten Jahr soll noch das zweigeschossige Fachwerkhhaus mit Stall dazukommen, so daß hier auch die Hofanlage mit allen Gebäuden original ist. Im Sommer 1982 wird das Museum mit den eben kurz geschilderten 13 Gebäuden offiziell eingeweiht werden. Weitere Bauten werden in den nächsten Jahren folgen, insgesamt sind 50 bis 60 Gebäude vorgesehen.

Das Museum als Betrieb

Um seinen Auftrag erfüllen zu können, besitzt das Museum direkt an das Museumsgelände anschließend einen Bauhof für seine Handwerker. Neben etwa zehn eigenen Leuten (ab 1982) werden laufend Baufirmen für den Wiederaufbau der Gebäude beschäftigt. Besonders in der jetzigen intensiven Anfangsphase des Museums arbeiten zum Teil bis zu dreißig Personen im Museumsgelände. Aufgabe des Bauhofes ist auch das Sammeln von Altmaterial, wie Altholz, Dachziegel, Sandsteine, Bodenplatten, Türen und Fenster, zur Ergänzung der aufzubauenden Objekte. Ein besonders schwieriges Unterfangen ist das Sammeln von künftiger Ausstattung für die Museumsobjekte, da ja nur in den seltensten Fällen in den abgebauten Häusern noch alte Ausstattung vorhanden ist. Hinzu kommen außerdem vollständige Werkstätten, von denen aber bisher nicht allzuviel erworben werden konnte; es fehlt ein tatkräftiger Mitarbeiterstab außerhalb des eigentlichen Museumsbetriebes. Zur Dokumentation alter



Zu der nebenstehenden Bildfolge: Oft müssen für den Aufbau der Häuser alte Handwerke und Techniken erst wieder neu erlernt werden – so wie zum Beispiel das Herrichten eines Stickscheites für die Lehmwände

Handwerke werden nach Möglichkeit die Handwerker in ihrer Tätigkeit gefilmt, die Filme sollen später den Besuchern gezeigt werden.

Ein Museum ist auch ein Forschungsinstitut. Der Aufbau einer Fotokartei, einer Plansammlung und einer Archivaliensammlung ist selbstverständlich, nur muß hier leider fast vollständig beim Nullpunkt angefangen werden. An sich selbstverständlich ist auch die möglichst eingehende Dokumentation von abgebauten Häusern und die Dokumentation und Inventarisierung der erworbenen Ausstattungstücke, letztere werden weitgehend mit Kräften geleistet, die aus Arbeitsbeschaffungsmitteln bezahlt werden. Im übrigen ist der Museumsleiter zugleich der einzige Wissenschaftler am Museum.

Um schon in der Aufbauphase sich der Öffentlichkeit präsentieren zu können, hat das Museum bisher bereits zwei Ausstellungen durchgeführt, die vorwiegend mit Hilfe von Studenten erarbeitet wurden: im Jahr 1980 über «Bemalte Möbel aus Franken» und im Jahr 1981 über «Göpel und Dreschmaschine – Zur Mechanisierung der bäuerlichen Arbeit in Franken»; dazu sind jeweils umfangreiche Kataloge erschienen. Dies hat sich das Museum auch für die Zukunft vorgenommen, denn es will eine Art Kristallisationspunkt der historischen Sachforschung für Franken werden.

Zum Wiederaufbau der Häuser

Wir sind in Süddeutschland nicht in der glücklichen Lage, die für das Museum geeigneten Objekte aufbauend auf eine langjährige und intensive Forschung zu erkennen und auszuwählen, wie es beispielsweise die Schweiz oder Westfalen konnten. Im Gegenteil, erst durch das Museum wird eigentlich eine tiefergreifende Bestandsaufnahme und Sichtung in Gang gesetzt. Jedes für das Fränkische Freilandmuseum erworbene Haus war bisher der Forschung nicht bekannt, brachte also neue wissenschaftliche Erkenntnisse zur Geschichte des volkstümlichen Hausbaus.

Die Auswahl der Objekte wird immer auch von sachfremden Gesichtspunkten (z. B. Verfügbarkeit, Finanzierung) gesteuert – und von unserer momentanen Kenntnis und Anschauung von dem, was museumswürdig, aussagekräftig ist. Schon das im Land Erhaltene ist ja eine mehr oder weniger einseitige Auswahl aus dem einst tatsächlichen Bestand. Diese zwangsläufig subjektive Selektion kann nur durch möglichst umfassende, d. h. «objektive» Übertragung des Einzelobjektes abgefangen werden. Es sollen daher in den Aufbau unserer Häuser weniger «Typen»- oder «Ideal»-Vorstellungen der

Forschung eingehen, sondern allein der greifbare Zustand.

Leitlinie beim Aufbau eines Hauses im Museum ist, das Haus insgesamt als immer «einmaliges» (im doppelten Sinn) Dokument für vergangene Bau-, Wohn- und Wirtschaftsweisen zu erhalten und didaktisch in diesem Sinn für den Museumsbesucher nutzbar zu machen. Das bedingt größtmögliche Wahrheit bei der Übertragung: möglichst viel Originalmaterial, wenn Ersatz, dann im gleichen Material und der gleichen Technik; notwendige Erneuerungen oder gar Veränderungen müssen nachprüfbar bleiben, in Plänen oder, bei stärkerer Rekonstruktion, am Bau selbst.

Häuser sind äußerst komplexe «Exponate» und außerdem durchweg seit ihrer Erbauung mehrfach verändert, je älter, desto häufiger. Diese Umbauten, in denen sich ja veränderte individuelle und allgemeine Lebensbedingungen sowie Lebensvorstellungen widerspiegeln, in angemessenem Umfang mit zu übernehmen – und daher z. B. auch «schief» gewordene Wände und Decken –, ist ein Grundsatz unseres Museums. «Angemessen» heißt, daß nicht ohne Überlegung einfach immer der zuletzt vorgefundene umgebaute Zustand der für das Museum alleingültig ist: so bestände die Gefahr, nur Häuser im Zustand des frühen bis mittleren 20. Jahrhunderts im Museum zu besitzen, Zustände zudem, die bei den meist sehr heruntergekommenen Häusern (sonst würden sie ja nicht fürs Museum anfallen) durchaus nicht auf die allgemeinen Verhältnisse zurückprojiziert werden können; andererseits heißt es, nicht so sehr den «Urzustand» eines Hauses anzustreben, der im 18., 17. oder gar 16. Jahrhundert läge und meist nur unter einem Verlust an Authentizität erkaufte werden könnte. Der zeitliche Zustand, für den das Haus noch im weit überwiegenden Maß Zeugnis ablegen kann und in dem es auch noch «intakt» war, wird im Äußeren wie Inneren verbindlich sein; naturgemäß kann damit vor allem das späte 18. bis frühe 20. Jahrhundert erfaßt werden. Ältere Zustände sind zumeist nur stark ergänzt und nicht in allen Details erreichbar und sollen, wenn sie aus didaktischen Gründen ebenfalls dargestellt werden müssen, deutlich als Rekonstruktion in Erscheinung treten.

Das Fränkische Freilandmuseum bemüht sich intensiv um originale Bautechniken, wobei das Können der Handwerker, Geld und Zeit, besonders in der Anfangsphase, Grenzen setzen. Lehmgefache werden z. B. entweder insgesamt original übernommen (durch Verschalen und Tieflader-Transport) oder es wird versucht, die alte Technik des «Lehmens» beim Wiederaufbau anzuwenden; ähnliches gilt für



Nebenhaus aus Braunsbach beim Wiederaufbau 1980

Lehmdecken, Bruchsteinausfachung, selbst den Putz und bemalte Wände. Gewölbe, vor allem für die Keller, auch wenn sie den Besuchern im allgemeinen nicht zugänglich sein können, werden trotzdem eingebracht oder Stallgewölbe nach ursprünglicher Art freihändig ohne Schalung gewölbt. Bei allem Bemühen um Originalität – ein Haus wird sich im Museum immer verändern, wird nicht das alte bleiben, sondern schon von seiner neuen Funk-

tion als Museumsexponat her eine neue, eine «zweite» Existenz besitzen (wie andere Museumsgüter auch). Dies betrifft weniger die bauliche und räumliche Erscheinung als vielmehr die ursprüngliche funktionale und soziale Bedeutung, die daher unbedingt mit Hilfe von Erläuterungen dem Besucher deutlich gemacht werden muß. Daß es sich im Museum um die historische Wirklichkeit selbst handelt, soll dem Besucher nicht vorgegaukelt werden.

Versuch, ein schwäbisches Manko zu erklären*

Im Jahr 1834 veröffentlichte der Stuttgarter Schullektor August Zoller seine «Bilder aus Schwaben», und gleich das zweite Kapitel ist überschrieben: «Komödie und Musik in ihrem Volks-Charakter». Es ist kein kleines Kapitel – auf vielen Seiten werden eine Faustaufführung herumziehender Zigeuner, die Schattenspiele vagierender Schauspielerfamilien, die Zauberkunststücke fahrender Gaukler geschildert, und auch über die «Liebhaber-Theater» in manchen Orten verliert Zoller ein paar Worte. *Volksbühnen* aber, so resümiert er ausdrücklich, *Volksbühnen, wie in Baiern oder Östreich, habe es in Schwaben nie gegeben.*

Rund 130 Jahre später, in Thaddäus Trolls Schwabenportrait, klingt es noch ganz ähnlich: *Weder hat ein Schwabe ein bemerkenswertes Lustspiel geschrieben noch findet man hierzulande, im Gegensatz zu Bayern, ein urwüchsiges Volks- oder Bauerntheater.* Damit scheinen die Eckdaten einer über Jahrhunderte hinweg bestätigten traurigen Bilanz angegeben; und wenn das Land vor wenigen Jahren einen Volkstheaterpreis aussetzte, so geschah auch das nicht, um einem blühenden und ohnehin angesehenen Gewerbe noch höhere Weihen zu geben, sondern aus der Absicht, einem Mangel abzuhelpen. Zwar ist, weil Armutszeugnisse in die gehobene Prosa von Preisstatuten nicht passen, in diesen Bestimmungen weder von dem schwäbischen Manko noch von der Überlegenheit der bayerischen Nachbarn die Rede; aber ein bißchen liest sich das Ganze doch wie ein Appell, in dem zwar die Möglichkeit von Wunderwaffen erwähnt, tatsächlich aber der Volkssturm aufgeboten wird, und zwischen den Zeilen wandert der Blick auch hier neidvoll hinüber zu den Bayern, die (um ein auf die Jesuiten gemünztes Wort zu variieren) nicht nur die Andacht zur Komödie, sondern auch die Komödie zur Andacht gemacht haben.

Teilweise wird, wo von schwäbischer Theaterfremdheit die Rede ist, die Erklärung gleich mitgeliefert. Thaddäus Troll wendet seinen Vorwurf – denn darum handelt es sich zunächst – ins Positive, indem er feststellt, das Verstellen liege dem Schwaben nicht. Nun kann man durchaus darüber streiten, ob es nicht die spezifisch schwäbische Art der Verstellung ist, sich so zu gebärden, als könne man sich nicht verstellen; aber abgesehen davon ist

mit solchen Charakterzuschreibungen das Problem ja auch nur verlagert. Anders gesagt: die Erklärung bleibt tautologisch: dem Schwaben ist das Theater fremd geblieben, weil ihm das Theater fremd ist. Ähnlich verhält es sich mit der Feststellung, dem Schwaben fehle es am Humor, mit der beispielsweise Carl Theodor Griesinger das Trauerspiel Stuttgarter Fastnachtsredouten erklärte, die aber auch für das Fehlen einer Volkstheatertradition als Erklärung angeführt wurde. *Zur Gründung und Erhaltung einer Volksbühne*, so schrieb Zoller, *bedarf es des Volkswitzes, der den düstern Schwaben durchaus nicht eigen ist.* Auch hier müßte weitergefragt werden, ob und warum das so ist – ganz abgesehen davon, daß der Begriff des Volkstheaters nicht ohne weiteres auf jene dröhnende, schenkelklopfende Heiterkeit reduziert werden sollte, die wiederum von der bairischen Komödie (genauer: dem touristischen Erwartungsbild von der bairischen Komödie) abgezogen ist.

Thaddäus Troll führt noch ein weiteres, häufig verwendetes Erklärungsmuster an: den schwäbischen Dialekt, den Tonfall, der nun einmal zum richtigen Theater nicht passe. Manchmal wird die Diagnose an einem einzelnen Symptom festgemacht: am inflatorischen Gebrauch der Verkleinerungssilbe -le. Kann, so mag man in der Tat fragen, eine solche Sprache den Bühnenraum ausfüllen, wirft diese hemmungslose Verniedlichung die Schwaben nicht unweigerlich auf Aufführungsformen zurück, die man bestenfalls als Theaterle bezeichnen könnte? Aber auch hier ergibt näheres Zusehen, daß die Rechnung nur scheinbar aufgeht. Sind nicht auch großartige Theaterfiguren wie der bairisch-österreichische Staberl und der unsterbliche Kasperl mit einer Verkleinerungssilbe gesegnet, und gehört es nicht zum besonderen Vermögen des Volkstheaters, das Kleine oder scheinbar Kleine auszuspielen gegen die überzogenen Ansprüche, gegen das Pathos und die Feierlichkeit der Großen und des Großen? Es gibt dafür auch schwäbische Beispiele. 1680 ließ der Rektor des Ulmer Gymnasiums, Eberhard Rudolf Roth, sein Schauspiel «Elias» aufführen, in dem König Ahab und die Königstochter Isebel auftreten, in dem aber – in mundartlichen Zwischenspielen – auch zwei schwäbische Bauern den Abfall vom wahren Glauben und die Baalsverehrung kommentieren: *Es deucht mi halt*, so urteilt der eine über die neue Königin, *sie sei a reachte Unhold. Sie ist jedermann feind, wers nit mit ar heit. Ihre verdammte Pfaffa gaund immer-*

*Vortrag, gehalten bei der Verleihung des Volkstheaterpreises des Landes Baden-Württemberg am 16. Dezember 1981 in Stuttgart.

dar vorna naus – wie d Stoi-Esel. – Abr wia gfällt sie dar sonst?, fragt der andere. Ha, es wär so a feins Mädle – es fehlt ihr nu an eim Deng: si ist a so braun brünzelt, – und dia Heirra wend nua weisse Dingar hau. Antwort: Bist du a Lappa! Schwarz ischt au a Farb. Ma singt jo: Schwarzbraunes Mädelein, wia geara wett i huit bei dir sein. Isch mancher a brauner Bua gwea und ischt dennet Hauptmann wora. Sie schleht mir halt nau und meiner Elsa – mir sind jo so weiß wie a Ofaloch.

In dieser Weise wird, über viele Seiten des gedruckten Textes hinweg, das biblische Geschehen ironisch in die eigene Umwelt hinübergespielt von den beiden Bauernknechten, die Claus und Jäckle heißen. Jäck-le, auch dies eine Verkleinerungssilbe; aber sie hat nichts zu tun mit der läppischen Kindlichkeit, die heute in solchen Silben transportiert wird und die ja auch keineswegs beim «Volk» die größte Verbreitung hat, sondern bei einer vergleichsweise kleinen Honoratiorenschicht.

Mir scheint, daß wir mit dieser Feststellung den eigentlichen Ursachen für das hier in Frage stehende schwäbische Manko etwas näherkommen. Jedenfalls scheint es angebracht, den Fokus der Betrachtung zu verengen, nicht von einem zeitlosen schwäbischen Wesen auszugehen, sondern von konkreten historischen Entwicklungen, und vielleicht auch nicht von den Schwaben ganz allgemein zu sprechen, sondern von ganz bestimmten Schwaben. Zumindest sollte das Stichwort Schwaben nicht mit jenem Expansionsanspruch verwendet werden, der den Bewohnern Südbadens das masochistische Lustgefühl vermittelt, sie seien die Indianer des Südweststaats; es muß im Gegenteil, wie sich zeigen wird, in unserem Zusammenhang eingengt werden auf Württemberg, ja sogar auf das kleinere Altwürttemberg.

Ein Hinweis in dieser Richtung ergab sich auch aus den beiden Durchgängen des Volkstheaterwettbewerbs. Im Vergleich mit fränkischen und vor allem mit alemannischen Texten waren Stücke in schwäbischer Mundart und von schwäbischen Autoren deutlich in der Minderzahl, und auch unter Gesichtspunkten der Qualität traten sie – von Ausnahmen abgesehen – eher zurück. Unterscheidet man dann innerhalb des Schwäbischen noch zwischen neuwürttembergischen und altwürttembergischen Gebieten, so wird vollends deutlich, daß das württembergische Kernland nicht im Vordergrund steht. H i e r also ist nachzufragen nach den Gründen für die wenn nicht fehlende, so doch eher dürftige Theatertradition.

Nun gibt es bekanntlich für die Erklärung altwürttembergischer Verhältnisse ein Stichwort, das geradezu stereotyp als Begründung für alles Mögliche

und Unmögliche angeboten wird: Pietismus. In diesem Fall scheint mir dieses Stichwort aber durchaus am Platze. Theater: nach der lutherischen Ethik gehörte es zu den *Adiaphora*, den Mitteldingen, die in sich weder gut noch böse und die jedenfalls zulässig waren. Aber die Pietisten verwarfen diese Neutralität; für sie gehörte das Theater wie andere Mittel Dinge zumindest in den Vorhof des Bösen, war es ein Stück Weltlust, mit der die Gleitbahn zum Teufelischen geschmiert wurde. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts erließ ein pietistischer Unternehmer eine Dienstordnung für seine Arbeiter, in der eine Rubrik *Was uns Unglück bringt* überschrieben ist. Bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen wechseln in der Aufzählung mit konkreten Dingen: Müßiggang und Lotterien, Unkeuschheit, scharfe Gewürze und scharfer Essig, heiß essen und heiß trinken, Anwendung von Giften. Und dann: *Wirtschausleben, Theaterleben*. Wer sich angewöhne, zu denken und ein geistiges Leben zu führen, der werde sich *von solchen und anderen Irrtümern freimachen*.

Die Bretter, die die Welt bedeuten – diese Umschreibung des Theaters galt auch für die Pietisten; aber auf Welt liegt dabei ein böser Akzent, ein negativer Ton. Für diese Denunziation des Theaters, die gar nicht nach Inhalten und Aufführungsformen fragte, gibt es Dutzende von Zeugnissen: Das Bild vom breiten und vom schmalen Weg, das bis in unser Jahrhundert herein ein beliebter Wandschmuck war, zeigt unter den verhängnisvollen Verlockungen am breiten Weg neben Ballsaal, Wirtschaftsgarten und Spielhölle auch einen klassizistischen Theaterbau. In der pietistischen Stunde wurde von den beiden jungen Mädchen erzählt, die vom Lande nach Stuttgart gekommen waren und die sich zu einem Besuch des Opernhauses verführen ließen – auf dem Wege begegnete ihnen der Prälat Bengel, der nur die Frage zu stellen brauchte: *Kinder, seid ihr auch auf dem rechten Wege?*, und schon machten sie kehrt und schämten sich ihrer Theaterlust. Daß im Theater gute Musik zu hören, daß bildende und sittlich wertvolle Inhalte präsentiert wurden, stellten die Pietisten nicht in Abrede – *Aber wenn an der besten Speise Gift klebt, willst du sie kosten?* fragte der Stuttgarter Hofprediger Hediger rhetorisch; und von einem anderen frommen Mann wurde berichtet, daß er sich (und anderen) den Theatergenuß versagte in Gedanken daran, er könnte während der Aufführung sterben und müsse vor dem Thron Gottes bekennen, er komme *aus der Komödie*.

Friedrich Theodor Vischer sprach von der *zurückgeschluckten Sinnlichkeit* der Pietisten, die zur *verdorbenen Phantasie* führe, und im Rückblick schiebt sich

denn auch diese Seite der Weltflüchtigkeit deutlich in den Vordergrund.

Man muß aber gerechterweise hinzufügen, daß der Angriff – formuliert als Warnung vor dem Theater schlechthin – sich gegen eine Ausprägung des Theaters richtete, die diesen Angriff verständlicher machte. Theater – das war in erster Linie Hoftheater. Die Aufführungen biblischer Schauspiele, wie sie im 16. Jahrhundert Schulen und bürgerliche Gesellschaften auch in Stuttgart praktiziert hatten, waren vergessen. Das zeitgenössische Theater stand in der Tradition der großen höfischen Aufzüge und Maskenfeste, italienische Opern und Singspiele und französische Komödien beherrschten lange das Repertoire, und die Annäherung an das Volkstheater bestand höchstens in einer bösen Maskerade: die Herren und Damen der Hofgesellschaft boten als Garnierung ihrer Lustbarkeiten Bauern aus den umliegenden Dörfern auf, oder sie drapierten sich selbst – zum mehr oder weniger plumpen Schäferspiel – mit ländlichen Trachten. Das Hoftheater blieb nicht auf Stuttgart beschränkt; zumal in den Anfängen der Regierung Karl Eugens wurden auch draußen im Lande Theaterbauten errichtet – im Jagdschloß Grafeneck, beim Lustschloß Solitude, in Tübingen und in Teinach; es war ein weithin sichtbares Ärgernis.

Lange hatten die deutschen Hoftheater eifrige Verteidiger gefunden. Dem Landesherrn, so hieß es in einer Schrift aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, stehe solche *extraordinäre Belustigung und Ergetzlichkeit* zu, das Theater biete notwendige *recreationes*. Aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kippte die Beurteilung um, und es ist sicher kein Zufall, daß einer der ersten, der sich offen gegen den höfisch-theatralischen Pomp wandte, der schwäbische Pietist und Staatsmann Friedrich Carl von Moser war: *Wenn man aber Soldaten, Jäger, Comödianten, Operisten und Maitressen zusammenhalten, prächtig leben, prächtig bauen, und alles haben will, was die größten Herren der Welt haben, dann genade Gott dem mit einem solchen Regenten gesegneten Land!*

Die höfische Prägung des Theaters erregte nicht nur die sittliche Entrüstung und den religiösen Zorn der Pietisten – sie verursachte auch bei der übrigen Bevölkerung ein distanziertes Verhältnis zum Theater. Jahrzehntlang wurde das Publikum durch die herzoglichen Hofbeamten aufgeboten; es wird erzählt, daß gelegentlich Soldaten in Zivil gesteckt und ins Theater gebracht wurden, um die Ränge zu füllen. Und auch nachdem das Theater gegen Eintritt frei zugänglich war und weithin die Funktionen eines Stadttheaters übernommen hatte, blieben deutliche Reste des höfischen Stils erhalten: der theater-

freundliche König Friedrich beispielsweise legte größten Wert darauf, daß nur auf sein Zeichen hin bei den Aufführungen geklatscht wurde. Es ist nicht verwunderlich, daß so ein spontaneres Verhältnis zum Theater nicht entstand. Theaterbesuch – das war einerseits eine von oben verordnete, steife Lustbarkeit, andererseits war es, in pietistischer Perspektive, Zeitverschwendung auf unnütze, ja schädliche Dinge.

Gewiß, die Pietisten waren nur eine Minderheit. Aber ihre sittliche Strenge und Unerbittlichkeit schlug durch; über die Landeskirche und über den kirchlichen Einfluß auf Politik und weltliche Institutionen wurde dem Land eine moralische Enge vermittelt, die sich auch in der Verhocktheit und Verstocktheit gesellschaftlicher Umgangsformen ausdrückte. Im ganzen 19. Jahrhundert gibt es Klagen über das – allzu kleine oder sehr distanziert reagierende – Theaterpublikum, und wo eine Erklärung mitgeliefert wird, da ist immer wieder von den Honoratioren – den Beamten vor allem – die Rede, die dem Theater fremd gegenüberstanden. Städtisches Theater – das hätte Teil eines umfassenderen Stils der Geselligkeit sein können; aber eben diese Geselligkeit wurde vermißt, Geselligkeit war – wie auswärtige Besucher kritisch registrierten – *auf möglichst kleine, streng voneinander abgeschlossene Kreise* verteilt. Weltoffenheit konnte bei so ängstlicher Autarkie nicht entstehen; Stuttgart nahm keine Führungsrolle ein; es schien sich, wie einmal ein fremder Besucher feststellte, *noch nicht selbst einig zu sein, ob es sich zu den großen oder kleinen Städten rechnen will*. Die Folgen solcher Einengungen und Abgrenzungen machten sich in vielen Lebensbereichen bemerkbar: *Im engen Kreis verengert sich der Sinn* – Schiller sprach es in seinem Prolog zum Wallenstein aus.

Schiller, der größte deutsche Dramatiker seiner Zeit, entflohen den engen Verhältnissen. Aber er wurde doch auch in Schwaben akzeptiert und gefeiert – und spätestens die Welle der Schillerfeiern im 19. Jahrhundert, so möchte man annehmen, hat doch wohl alle Reserven gegenüber dem Theater weggespült. Die Annahme ist nur teilweise richtig. Sieht man zu, wie Schiller gefeiert wurde, dann tritt sein dramatisches Genie auffallend zurück; daß seine Auffassung von der Bühne als moralischer Anstalt nicht nur der Moral Tribut zollte, sondern auch der Bühne, wurde nicht immer gesehen. Die lehrreiche, mit der nationalen Einigung verknüpfte Geschichte der Schillerbegeisterung kann hier nicht nachgezeichnet werden. Sie mag hier nur angeführt werden als Hinweis auf einen letzten Zusammenhang unseres Problems. Das Manko, das hier erklärt werden soll, entstammt teilweise offenbar auch der

Ignoranz der Beobachter – was an Theatralischem vorhanden war, wurde (und wird) vielfach kaum zur Kenntnis genommen. Die, abgekürzt gesagt, altwürttembergische Perspektive schlug gerade auch bei den Sachwaltern und Meinungsmachern in Fragen der Literatur durch.

Das Stuttgarter «Morgenblatt für gebildete Stände» brachte jahrelang keinerlei Meldungen aus dem Theater, und erst die Gründung des «Neuen Tagblatts» führte zu einer regelmäßigen Theaterberichterstattung. Aber auch die Literaturhistoriker nahmen schwäbische Theaterleistungen kaum zur Kenntnis. Wo steht etwas davon, daß im Umkreis Schillers eine ganze Anzahl verwandter, freilich schwächerer Stücke entstand? Wer weiß von dem Buttenhäuser Friedrich August Klemens Werthes, der Gozzi übersetzte, der Singspiele und historische Dramen schrieb, wer von dem Vaihinger Theaterdichter Karl Friedrich Hensler, der in Wien zum Leiter des Josephstädter Theaters aufstieg? Sebastian Sailer, der oberschwäbische Prämonstratenser, wird meist vorgestellt als erratischer Block, als schwäbisches Unikum, bairisch-barocker Spielfreude verpflichtet. Aber des Heiligen Römischen Reiches Klosterwinkel, wie man Oberschwaben nannte, war selbst ein Zentrum jenes barocken Spiels, das gegen die Eitelkeit der Welt anrannte und dabei doch diese Eitelkeit lustvoll präsentierte; in den Klosterarchiven liegen dicke Folianten, die zeigen, daß bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Singspiele oder Dramen aufgeführt wurden. Charlotte Birch-Pfeiffer, um ein letztes Beispiel zu nennen, die im letzten Jahrhundert 23 Bände mit – notabene vielgespielten – Dramen füllte, gilt nur als bedauernde Vielschreiberin; wäre sie eine Bayerin, so möchte ich behaupten, so wäre gewiß ihre dramatische Begabung anders gewürdigt worden.

Theaterschriftstellerei – das war hierzulande immer schon ein wenig Literatur zweiter Klasse; bis in die Gegenwart hinein kann man verfolgen, wie dramatische Leistungen hinter solchen auf anderen Feldern der Literatur zurücktreten müssen. Martin Walser beispielsweise, für unsere französischen Nachbarn auch einer der maßgeblichen deutschen Dramatiker, ist bei uns fast nur als Romancier und Novellist festgelegt. Und während im Bereich der epischen Literatur oft noch drittklassige Autoren zu Lob und Auszeichnung gelangen, ist beispielsweise nur höchst selten zur Kenntnis genommen worden, daß seit einem guten halben Jahrhundert Paul Wanner unsere Volksbühnen mit geschickt gebauten, historische Phantasie und populäre Spielfreude provozierenden Stücken versorgt.

Ich sage: unsere Volksbühnen, und ich meine damit auch schwäbische. Damit klingt eine letzte, entscheidende Pointe des Themas an. Auch die Volkskundler, die so fleißig Märchen und Sagen, Sitten und Bräuche, Bauerntruhnen und Motivbilder gesammelt haben, übersahen vielfach die Erscheinungsformen des Volkstheaters, die vergangenen wie die gegenwärtigen, und trugen so mit dazu bei, das Bild von den theaterfremden, ja theaterfeindlichen Schwaben zu befestigen. Dabei gab es, jenseits der altwürttembergischen Grenzen, zum Teil eine so kontinuierliche Schauspieltradition, daß der hier mehrfach strapazierte Vergleich mit Bayern keineswegs immer zu Ungunsten Württembergs ausfällt. Da sind die dramatischen Gesellschaften Biberachs, die seit mehr als dreihundert Jahren bestehen; da sind die Theatervereine anderer Städte und Dörfer wie beispielsweise in Rohrdorf, wo nachweislich seit 1866 regelmäßig große Aufführungen stattfanden; da ist der – durchaus theatralische – alte Brauch der Maskenspiele und Narrengerichte an Fastnacht; da ist die – sicherlich manchmal fragwürdige – Tradition des Vereinstheaters, das bei der Weihnachtsfeier ein Rührstück und einen derben Schwank zu zusammenspannt; und da sind nicht zuletzt die vielen Naturtheater im Land – Reutlingen und Heidenheim, Schwäbisch Hall und Neuenstadt, Grötzingen und Sigmariningendorf, Renningen und Stetten, Ötigheim und Breisach (wenn ich an dieser Stelle ins Badische ausgreifen darf), Hayingen schließlich mit seiner Familientradition und mit dem Versuch, Geschichte und Geschichten ein wenig gegen den Strich zu bürsten.

Der Italiener Dario Fo, dessen burleske Stücke neuerdings auch das deutsche Theater erobern, versteht sein Konzept des politischen Volksstücks als eine Wiederherstellung der Volkstradition, die durch die Bourgeoisie zerstört wurde. Das Modell paßt nicht ganz auf die deutschen, die schwäbischen Verhältnisse. Aber es ist richtig, daß auch hier höfische Raffinesse und prosaische Bürgerlichkeit nicht nur dem Theater einen besonderen Stempel aufgedrückt, daß sie vielmehr auch dazu beigetragen haben, tatsächlich vorhandene Volkstradition ins Abseits zu stellen. Der Versuch, das schwäbische Theatermanko zu erklären, endet so u. a. auch mit der Feststellung, daß dieses Manko zum Teil nur in den Köpfen der Betrachter vorhanden ist, während es gottlob auch hierzulande – wenigstens hie und da – Spiellust und Darstellungsfreude gibt – und auch Leute, die sich nicht scheuen, sich zu verstellen und sich aus *Theater und anderen Irrtümern* einen Spaß zu machen.

Der Bildhauer Elmar Daucher: Steine zwischen Vogelschwarm und Traktorspur

Reinhold Wurster

Es ist nicht gleichgültig, wo einer wohnt und wie er dort wohnt. Besonders wichtig müßte beides eigentlich für einen Künstler sein. Ob der eine sein Atelier mitten in der Großstadt hat, in einem Atelierhaus womöglich, also im ständigen Kontakt mit anderen Künstlern, ständig den Anregungen städtischen Lebens ausgesetzt, dem Beton auch und der Hektik; oder ob ein anderer weit außerhalb sich angesiedelt hat, auf dem «flachen Land», womöglich auch noch außerhalb einer geschlossenen Siedlung, ganz dem natürlichen Rhythmus ausgesetzt: Das muß doch Unterschiede ergeben, muß nicht nur den Menschen, sondern auch ihren Werken anzumerken sein.

Es war zumindest einmal so. Heute jedoch scheint das nicht mehr ohne weiteres ablesbar zu werden. Ob es damit zu tun hat, daß Kunst vielen als «machbar» erscheint, als etwas, das unabhängig von Intuition und anderen unschwelligen Einflüssen kalkuliert werden kann? In gewissen Grenzen könnte das zutreffen, denn Kalkulation findet im Kopf statt, ist also relativ unabhängig von örtlichem Bezug.

Auch manche Arbeit des Bildhauers Elmar Daucher zeugt von geometrischer Kalkulation, scheint also eher im Kopf als im Bezug zu einer bestimmten Landschaft oder Umgebung entstanden zu sein. Doch gerade dieser Elmar Daucher lebt in einer Umgebung, die eigentlich prägen müßte, die sich auf jeden Fall nicht als Ort beliebiger Kalkulation anbietet. Er lebt und arbeitet in einem Holzhaus am Rande des Federseerieds außerhalb von Oggelshausen; lebt zwischen auffliegenden Vogelschwärmen und Ackerfurchen, buschdurchsetzter Weite vor dem Haus und dem licht bewaldeten ehemaligen Uferabhang dahinter; er lebt zwischen beschwingt machender Seeweite und melancholischer, zum Nebelgrau tendierender Riedstimmung.

Hat er sich in dieses so oder so stimmungsvolle Abseits zurückgezogen, um ungestört kalkulieren zu können? Oder sucht er dort mehr, so daß also das, was kalkuliert scheinen mag, das Ergebnis einer ganz anderen Art des Vorgehens ist?

Wenn man die Frage stellt, warum es den aus dem badischen Neuenburg stammenden (Jahrgang 1932)

. . . das Nebeneinander von Durchbrochenem und Kompaktem, von geometrischer Stein-Linie und sanft gewelltem Stein-Leib . . .



und an der Stuttgarter Akademie ausgebildeten Elmar Daucher gerade an den Rand des oberschwäbischen Federsees verschlagen hat, dann muß zunächst erwähnt werden, daß der Bildhauer Daucher weniger in Galerien als bei internationalen Bildhauer-Symposien zu finden ist. Bei solchen Veranstaltungen meist längerfristiger Art entstehen plastische Werke an eben jener Stelle, an der sie auch bleiben sollen, sei es irgendwo draußen in der Landschaft, sei es in einem städtischen Park oder einer Fußgängerzone.

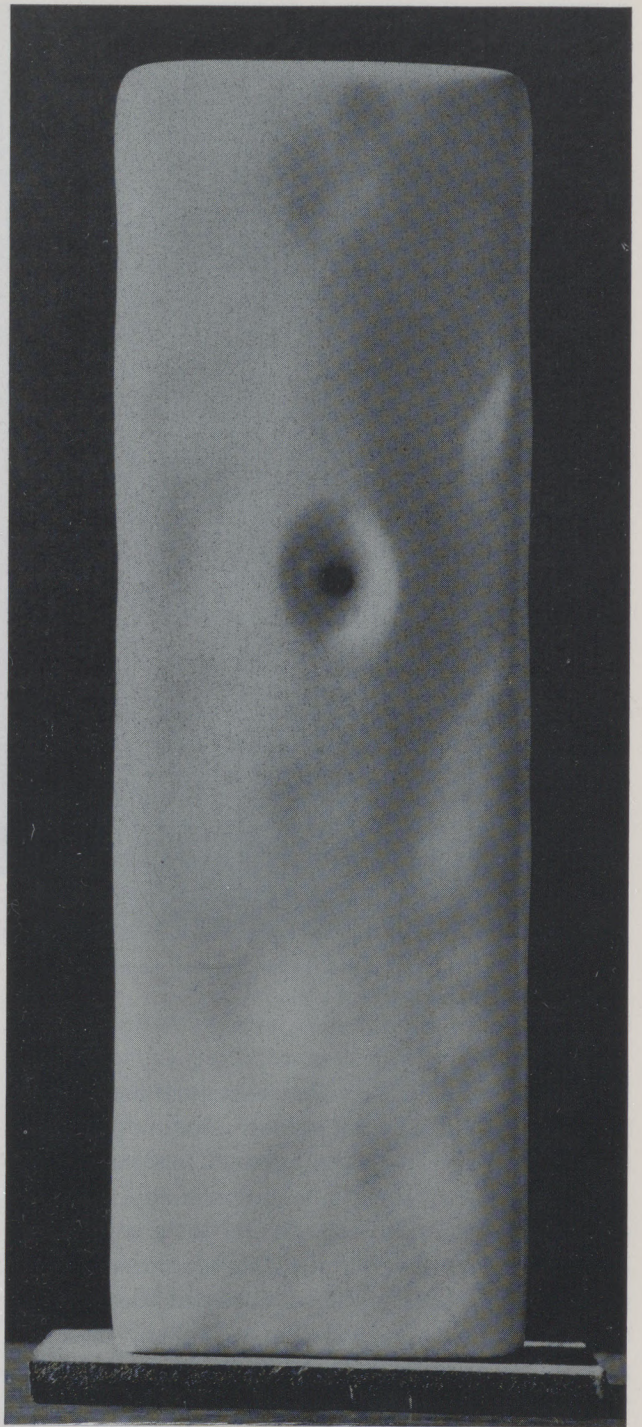
Gearbeitet wird auf jeden Fall nicht in der Atelier-Isolierung, sondern im Kontakt zu einer bestimmten Umgebung, im Kontakt zu den übrigen Teilnehmern, im Kontakt auch zum Publikum, das den Fortgang der Arbeiten zuweilen von Tag zu Tag registriert. Solche Symposien fanden in Österreich und in Japan, im Berliner Tiergarten, beim saarländischen St. Wendel und im badischen Lahr statt. Und 1969 gab es ein solches auch am Federsee bei Oggelshausen.

Geblieben ist davon das zwar schon weithin vergessene, jedoch unvermindert sehenswerte, längst zum Bestandteil der Landschaft gewordene Skulpturenfeld, das sich oberhalb des Federsees über mehrere Kilometer erstreckt. Geblieben ist auch Elmar Daucher, der nicht weit vom Skulpturenfeld entfernt ansässig wurde.

Unauffällig hat er sich dort eingenistet. Was von weitem wie eine alte Feldscheuer wirkt, ist ein beinahe organischer, auf jeden Fall selbstverständlicher Teil der Umgebung. Dieser Eindruck des Selbstverständlichen bleibt auch erhalten, wenn beim Näherkommen architektonische Gestaltung mit Holz und Glas sichtbar wird. Und das setzt sich im Inneren fort bis hin zur selbstgebauten, sanft gewölbten und weiß gekalkten Ofen-Plastik.

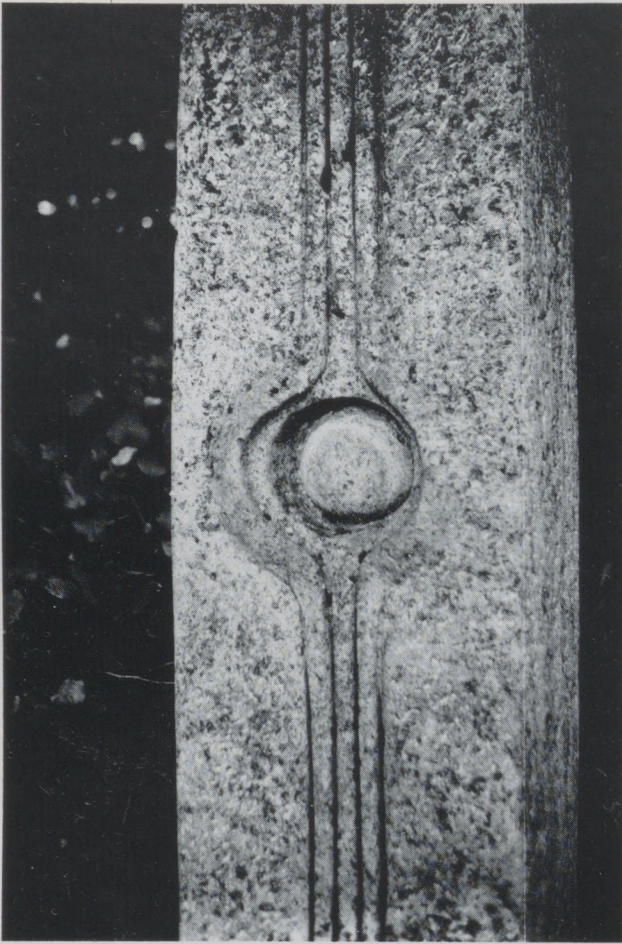
Die großen Glasflächen sind mit breiten Holzrippen relativ engmaschig unterteilt. Das ergibt Struktur statt glattflächiger Transparenz; das gliedert von außen, und es unterteilt für die Bewohner das Eindringen der umgebenden Landschaft mit ihrer oft melancholischen Dichte so, daß nichts mehr bedrängen kann; ist also ein Gitterwerk, das Innen und Außen im rechten Maß trennt und verbindet. Und Ähnliches geschieht ums Haus dank dem Stein-Werk, durch Stelen und Blöcke und Scheiben, durch das Nebeneinander von Durchbrochenem und Kompaktem, von geometrischer Stein-Linie und sanft gewelltem Stein-Leib. Diese Steine leiten vom Haus über zu seiner Umgebung, schaffen eine Zone, in der sich Natur und Menschenwerk finden, sogar Identität zeigen können.

Hier werden Wechselbeziehungen sichtbar. Sie der-



... letztlich ist das Ziel . . . , den Blick des Betrachters auf das verborgene Innere der Form zu lenken . . .

art ausführlich zu erwähnen, ist deshalb wichtig, weil von solchen Beziehungen auch die Arbeit von Elmar Daucher geprägt ist. Freilich, auch der Kopf ist daran beteiligt, auch das Kalkulatorische hat seine Bedeutung. Doch das kann nicht abgelöst gesehen werden, ist in viele Zusammenhänge so eingebettet wie das Haus auf eine selbstverständliche Weise in seine Umgebung.



... die schlanken, trotz der strengen Formen heiter und beschwingt wirkenden Stelen ...

Entsprechend vielfältig sind denn auch die Erscheinungsformen der Daucherschen Kunst. Wer darin nicht die Wechselbeziehungen zu erkennen vermag, für den müssen die unterschiedlichen Eindrücke unvermittelt nebeneinander stehen: die bedrängend blockhafte Fügung des Mahnmals für die Opfer faschistischer Gewalt neben dem Alten Schloß in Stuttgart und die schlanken, trotz der strengen Formen heiter und beschwingt wirkenden Stelen; die mächtigen, liegenden Steinleiber mit ihren sanften Wellungen und die eher glattflächigen, schildartigen Formen; die am Vegetativen orientierte Symbolhaftigkeit und das Konstruktive, wie es vor allem an den regelmäßigen Formationen schmalen Steinrippen der «Klangsteine» sichtbar wird.

Klangsteine, das sind Skulpturen, denen mit der streichenden Hand oder mit Klöppeln Töne zu entlocken sind, unwirkliche Klänge, die in den Bereich fernöstlicher Meditationsriten versetzen können; Klänge, die den Stein nicht nur optisch sprechen lassen, sondern den visuellen «Klang» einer Form ins Hörbare erweitern, also eine neue Dimension

hinzufügen; Klänge, so läßt sich wohl auch behaupten, in denen sich die Sprache des Steins und das Ausdrucksbemühen des Bildhauers zusammenfinden zu einem Klangbild der Landschaft, in der das entstanden ist.

Vielleicht sind deshalb die Klangsteine besonders geeignet, Elmar Dauchers Arbeitsweise zu verdeutlichen.

Daß der Stein klingt, weiß jeder Bildhauer. Der Klang eines Steins signalisiert ihm die Beschaffenheit. Doch nicht solches Wissen führte zu den Klangsteinen. Erst der Auftrag, eine Skulptur für eine Behindertenschule zu machen, und die damit verbundenen Überlegungen, wie denn für diesen Zweck eine Plastik möglichst vielseitig erfahrbar gemacht werden könnte, ließen den Gedanken reifen, die Skulptur beispielbar zu machen, also den Möglichkeiten des Betrachtens und Betastens noch die der gezielten manuellen Betätigung und des Hörens hinzuzufügen.

Stein jedoch beginnt erst dann richtig zu klingen, wenn möglichst dünne Flächen frei schwingen können. Die dafür erforderlichen Steinrippen brauchte Elmar Daucher allerdings nicht erst in seine Arbeit einzubringen. Sie waren damals schon vorhanden, aus einem ganz anderen Grund zwar. Durch fugenartige Einschnitte in den Stein, parallel geführt und eng gereiht, hatte er kurz zuvor schon Binnenformen sichtbar gemacht. Dabei wollte er im Wechselspiel von Auflösung des Volumens und gleichzeitiger Erhaltung der Gesamtform nicht nur formale Spannung erzielen, sondern vor allem auf neue Weise einem alten Ziel näherkommen, nämlich ein Zentrum der Skulptur freizulegen, es sichtbar und nicht nur spürbar zu machen.

Um mehr Klang zu erzielen, mußten diese Einschnitte nur tiefer geführt werden, damit die dazwischen stehenbleibenden Rippen besser zu schwingen vermögen. Binnenformen fielen dabei meistens weg; die lamellenartigen Formationen wurden auf einem kompakten Rest des ursprünglichen Blocks zur selbständigen Skulptur. Unterschiedlich tiefe Einschnitte, unterschiedliche Breiten, Stärken und Höhen der Rippen ergaben nicht nur neue Klangmöglichkeiten, sondern auch neue Skulpturformen. Die mathematischen Grundlagen der Musik begannen Elmar Daucher immer stärker zu beschäftigen und seine Arbeit zu bestimmen.

Die so gewonnenen formalen Erfahrungen konnten bei Elmar Daucher jedoch nicht auf Klangsteine begrenzt bleiben. Sie wurden auch für andere, für «normale» Skulpturen benutzt. Und umgekehrt übernahm er für seine Klangsteine bald auch Formen aus früheren Gestaltungsphasen. Die prismati-



Material und Form stehen stets in Einklang. Man ist deshalb versucht, von der Sprache des Steins zu reden, obwohl es ebenso die Sprache Dauchers und – auf ganz natürliche Weise – auch die seiner Umgebung ist. Ein Feldkreuz von Elmar Daucher vor dem Hintergrund der Federseeelandschaft.

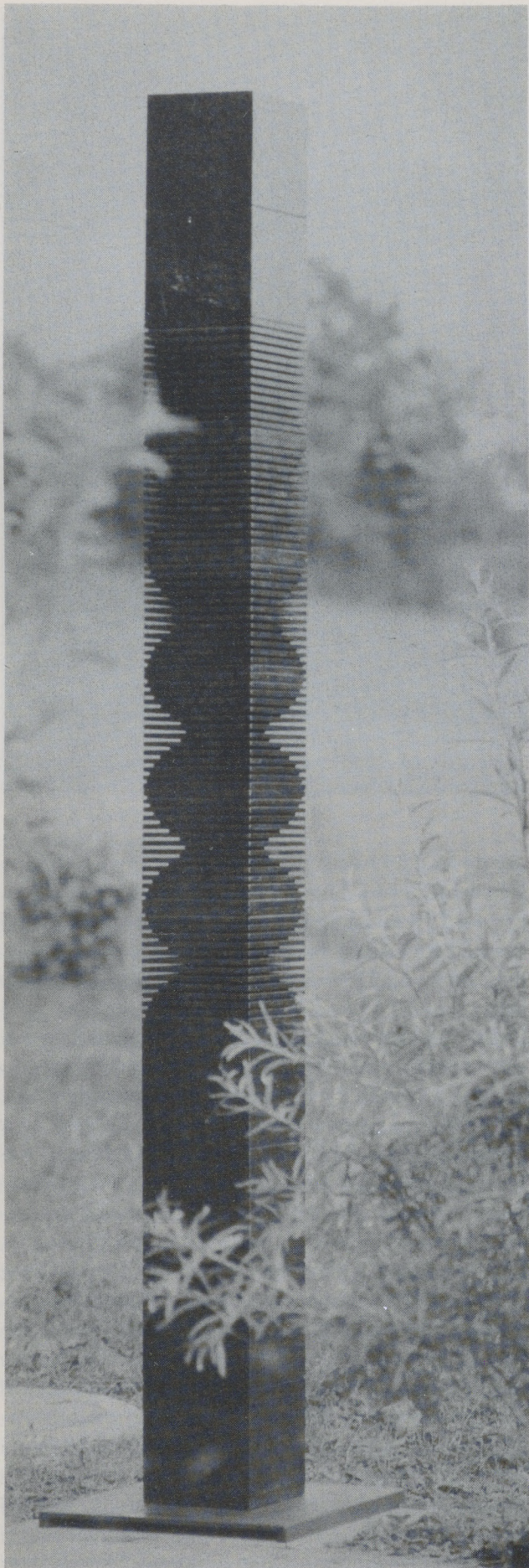
sche Grundform wurde abgewandelt zu figurativen oder vegetativen Gestaltungen, wobei die Einschnitte meist nicht senkrecht, sondern waagrecht geführt wurden.

Doch das ist in diesem Fall erst der Anfang jener Wechselbeziehungen, die Dauchers Arbeit so nachhaltig bestimmen. Ganz nebenbei wurde er bei seiner intensiven Beschäftigung mit dem klingenden Stein auch zu einem virtuosenspieler auf seinen Klangskulpturen. Eine erste Tonbandkassetten-Edition zeugt davon. Und da er sich immer mehr mit den theoretischen Grundlagen beschäftigte, wobei das bloße Aneignen von Kenntnissen stets vom zeichnerischen Nachvollzug und von eigenen Experimenten begleitet wurde, entstanden bald auch ganz neue Arbeiten.

Feiner Sand auf Metallflächen, die in Schwingung versetzt werden können, verdichtet sich entsprechend den physikalischen Gesetzmäßigkeiten zu einer Vielfalt von Formen. Das läßt sich fotografisch festhalten, läßt sich aber auch (wie bei einer Radierung) durch Ätzung auf der Platte fixieren und drucken. Doch dann genügt ein Blick aus dem Fenster, um Elmar Daucher zu zeigen, wie wenig er sich dabei von seiner Umgebung entfernt hat. Aufflie-

gende Vogelschwärme zeigen ganz entsprechende Verdichtungserscheinungen, und auch die Geometrie der Traktorspuren auf einem Feld kann ähnliche Linienformationen bilden. Hier ist alles eingebunden, auch das Überraschende wird selbstverständlich.

Elmar Daucher fotografiert das alles, hält es fest, um es vergleichen zu können, um sich weiter anregen zu lassen. Mit Bedacht werden so Erfahrungen gesammelt, Einsichten gewonnen. Das schlägt sich nieder in einer bildhauerischen Entwicklung, die nicht geradlinig einem vorgefaßten «Programm» folgt, sondern eher an langsame Pendelbewegungen erinnert. Doch ob da einmal die Sprache der Linien dominiert und dann wieder die der Flächenwölbungen; ob einmal eine prall vegetative Körperlichkeit im Vordergrund steht und dann wieder die geometrische Klärung; ob einmal ein blockhafter Rhythmus die Flächen zurücktreten läßt, die später wieder in sanften Wellenbewegungen oder nachdrücklicher Faltung ein betontes Eigenleben gewinnen: Nie drängt sich dabei etwas so in den Vordergrund, daß der Eindruck entstehen könnte, hier sei dem Stein ein fremder Wille aufgezwungen. Material und Form stehen stets in Einklang. Man ist des-



halb versucht, von der Sprache des Steins zu reden, obwohl es ebenso die Sprache Dauchers und – auf ganz natürliche Weise – auch die seiner Umgebung ist. Diese selbstverständliche Übereinstimmung ist das eigentlich Faszinierende am Steinwerk Dauchers.

Der Anfang dieser Entwicklung ist zunächst von einer stark archaisch orientierten Figuration bestimmt. Daneben tauchen die blockhaft-rhythmischen Fügungen auf, die an Arbeiten von Fritz Wotruba erinnern können. Das ist die Situation um 1960. Doch 1963 sieht es schon ganz anders aus, lebensvoller. Da gibt es etwa das Aneinanderschmiegen zweier vielfach gewölbter Leiber auf einem Sockelkörper, eine Arbeit aus weißem Marmor. Diese prallen und zugleich schwebenden, beinahe auffliegenden Formen sind weder Mensch noch Tier noch Pflanze zuzuordnen. Sie symbolisieren einfach sinnenhafte Leiblichkeit, machen sie intensiv erlebbar. Solche Art von Symbolsprache geht Mitte der sechziger Jahre ins Geometrische über, wobei erstmals Ansätze zur Auflösung der geschlossenen Form zu verzeichnen sind. Doch schon wenig später scheint durch Einschnürungen wieder das Kompakte betont zu werden, doch letztlich ist das Ziel dasselbe, nämlich den Blick des Betrachters auf das verborgene Innere der Form zu lenken, auf das schon einmal erwähnte Zentrum.

Dem schließt sich eine Phase an, die von lebhaften Flächenmodulationen bestimmt ist. Da gibt es zum einen eine große, schildartig aufragende Serpentinplatte, sanft bewegt und lediglich von unten her durch ein geripptes Mittelband senkrecht akzentuiert, wodurch (trotz der kaum hervortretenden Körperlichkeit der Schildform) Erinnerungen an einen Torso wachgerufen werden. Da gibt es zum anderen einen mächtigen liegenden Steinleib aus afrikanischem Granit, in der Mitte leicht eingewölbt, so halb Liegestatt, halb atmender Körper. Da gibt es schließlich eine eher geologisch orientierte Skulptur aus schwedischem Granit, einen Block mit quadratischer Grundfläche, glatten Seitenflächen und sanft gewellter Deckfläche, durch die sich diagonal ein stärker gewelltes Band zieht, so, als sei da eine Schicht aus einem anderen Gestein eingelagert.

Das ist in allen drei Fällen materialgerechtes Gestalten, einfühlsame Formgebung, intelligente Verstärkung des jeweils Eigentümlichen. Aber es ist zugleich sinnhaft, denn die Hand wird bei diesen Skulpturen mindestens ebenso angezogen wie das Auge. Man muß über diese Wölbungen streichen, muß sie tatsächlich *begreifen*.

Beinahe gleichzeitig, nämlich 1977, geschieht jedoch auch das Gegenteil solch sinnlicher Herausforde-

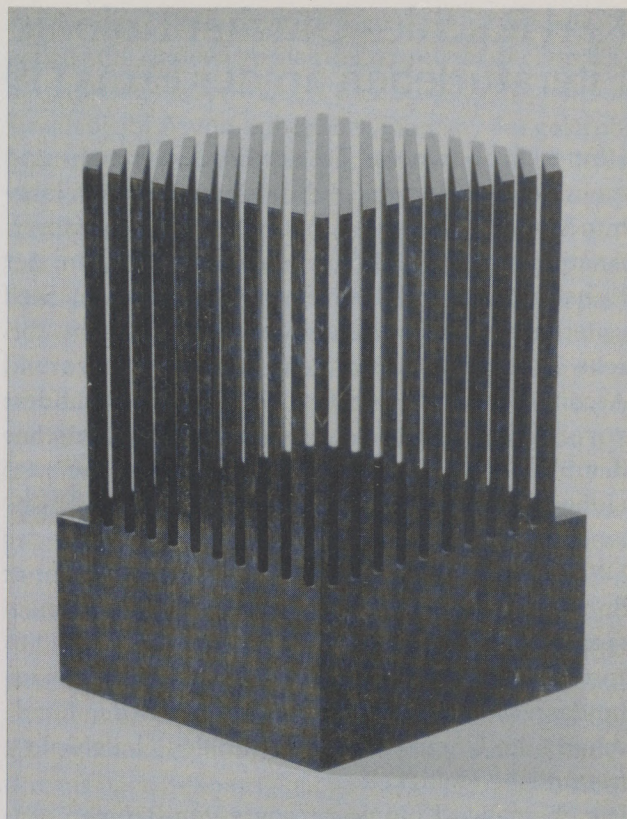
rung, nämlich die Störung der Oberfläche, die weitgehende Auflösung des Volumens durch gereihte Einschnitte. Es habe ihn Überwindung gekostet, gesteht Elmar Daucher, mit der Säge derart ins Innere vorzudringen, dem Stein und seiner Form so nachhaltige Verletzungen zuzufügen.

So blieb es denn auch zunächst bei relativ kleinen Einschnitten. Sie wurden allerdings parallel so eng geführt, daß der im Inneren verbleibende kompakte Kern als Binnenform geometrischen Zuschnitts sichtbar wurde, wie es besonders eindrucksvoll eine Gruppe schlanker Stelen zeigt. Es ist der Beginn jener Entwicklung, die zu den schon erwähnten Klangsteinen führt.

Wenn Elmar Daucher heute auf seinen Klangsteinen spielt, ihnen mit den Fingerspitzen, mit den Handflächen und mit Hilfe von Klöppeln die erstaunlichsten Tonkaskaden entlockt, dann könnte man glauben, er sei auf dem besten Wege, vom Bildhauer zum Instrumentenbauer und Musiker zu werden. Doch so offen, wie seine Entwicklung von Anbeginn an war, so offen ist sie auch weiterhin, bestimmt von den Wechselbeziehungen, die sich ums Holzhaus am Federseeried geradezu aufdrängen.

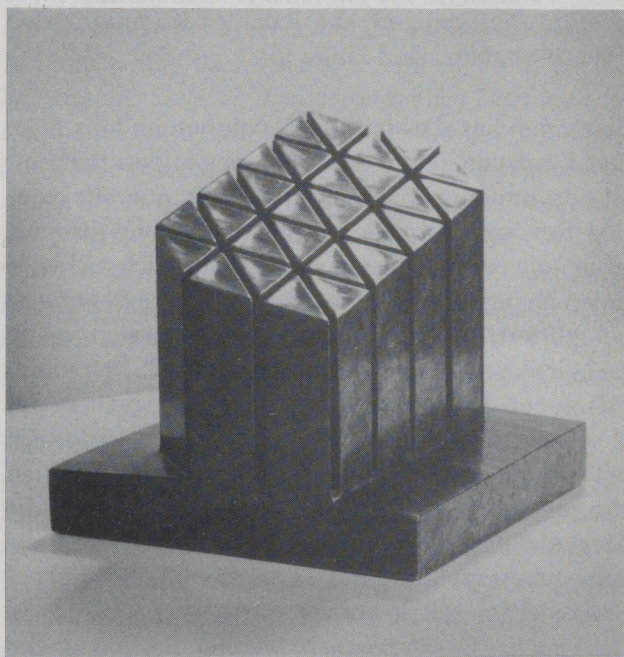
So ist denn auch keineswegs das geschehen, was man hätte vermuten können, daß nämlich die Auflösung der Form noch weiter getrieben wird, hin zu immer dünneren, klangreicheren Steinrippen. Im Gegenteil. Die neuesten Klangsteine haben sich wieder den geschlossenen Formen von einst angenähert. Da bleiben nicht mehr Rippen, sondern kräftige Dreikantprismen zwischen den nun ganz schmalen Einschnitten stehen. Und ihre Deckflächen bilden nicht mehr jene geneigte Ebene, die sich aus der Tonabstufung ergibt, sondern sie fügen sich zu denselben sanften Wellenbewegungen, die Mitte der siebziger Jahre so sehr zu bezaubern vermochten.

Das Pendel schwingt, im Wechsel wird Kontinuität sichtbar, und in der Kontinuität ein bedächtiges Voranschreiten. 1975 forderten die Flächen die begreifende Hand heraus; 1977 waren die Binnenformen nur dem Auge zugänglich; 1979 wandten sich die Klangsteine ans Ohr, auch an mathematisches Empfinden. 1981 hat das alles zusammengefunden. Wie es weitergehen wird, das läßt sich bei Elmar Daucher kaum sagen. Da sind einerseits die Klangbildexperimente zwischen Vogelschwarm und Traktorspur; da sind andererseits Vorstellungen von einem riesigen Klangstein, auf dem ein Tänzer Töne hervorruft und gleichzeitig die Bewegung als zusätzliche Dimension einbringt; da kann aber auch die Vielfalt der Wechselbeziehungen noch jeden Tag Neues ins Spiel bringen.



In den drei Abbildungen dieser Doppelseite werden drei Phasen in der Entwicklung von Elmar Dauchers Klangsteinen anschaulich: zunächst die . . . weitgehende Auflösung des Volumens durch gereihte Einschnitte . . . parallel so eng geführt, daß der im Inneren verbleibende kompakte Kern als Binnenform geometrischen Zuschnitts sichtbar wurde, dann die mit der Klangfolge korrespondierende geometrische Form und schließlich kräftige Dreikantprismen zwischen den nun ganz schmalen Einschnitten mit Deckflächen, die sich zu sanften Wellenbewegungen fügen.

Fotos: Elmar Daucher (4), Rainer Kaßmann (1) und Reinhold Wurster (2)



Karl Raichles Uracher Kolonie Literaturleben an der Erms (1919–1931)

Kurt Oesterle

Hinter Urach, wo das Tal der Erms sich mehr und mehr verengt, lag vor mehr als einem halben Jahrhundert eine Kolonie, in der Morgenlandfahrer, Anarchisten und Bohémiens zusammenlebten; der Kunstschmied Karl Raichle hatte sie gegründet. Steil unterhalb des Schorrenfelsens war eine schwäbische Kommune entstanden, dem großen Vorbild Ascona verwandt, wo fast ein Vierteljahrhundert zuvor das berühmte Zentrum lebensreformerischer Bemühungen gelegen war. Am Talausgang ragt Hohenwittlingen empor, vielleicht den Uracher Kolonisten ein wiedergefundener Monte Verità, der «Wahrheitsberg», Ziel der Berliner und Münchner Bohème – wie dereinst Ascona. An hellen Sommertagen liegt die Landschaft an der Erms eingehüllt in zartes Blau, das an Licht und Klima des Alpensüdrandes erinnert; die Laubwälder geben der Landschaft – im Unterschied zum dunklen Nadelwald – freundliche Helligkeit.

Die ehemalige Kolonie ist heute von Bäumen umstanden, früher lag sie baumlos und offen im Tal; die Erms, ein Flößchen ohne Tiefen, war von allen Seiten her zugänglich. Eine Holzbrücke verbindet die Zufahrt zur Kolonie mit dem Grünen Weg, der am Waldrand entlang von Urach nach Seeburg führt. Mit Gemarkungsnamen heißt das Gebiet «Oberer Brühl», Freunde und Besucher nannten die Siedlung einfach den «Grünen Weg», von den Urachern wurde sie unzweideutig als «Roter Winkel» bezeichnet. Doch gleich unter welchem Namen, viele sind es nicht mehr, die von der Siedlung Raichle wissen; die wenigen, die Raichles Kommunarden gekannt haben, sind lange tot.

Begonnen hat alles mit der Revolution im Jahr 1918. Das Deutsche Reich, das den Krieg angezettelt hat, ist zusammengebrochen, der Kaiser muß abtreten. Die Revolution in Deutschland bedeutet Bürgerkrieg, die zerstrittenen Kräfte können sich nicht auf einen Neuanfang einigen. Die Arbeiterbewegung ist zersplittert, die Arbeiterparteien spalten sich – einzig im Nachkriegsdeutschland ist sich nur die Reaktion. Die neuen Fronten verlaufen überall gleich, in der Reichshauptstadt Berlin, im ehemaligen Königreich Württemberg und ebenso in Urach: überall ergreifen die revolutionären Arbeiter- und Soldatenräte die Macht, die sie auch dann noch verteidigen, als die Novemberrevolution in konstitutionelle Bahnen gelenkt werden soll. Wie andernorts, so liegen auch an der Uracher Front die unabhängigen Sozialisten der

USPD und die Mehrheitssozialisten der alten SPD in heftigem Streit miteinander; das Lokalblatt, der «Ermstalbote», und der städtische Christophsaal sind die Stätten, wo die Parteien ihre ideologischen Zwistigkeiten austragen.

Drei Tage nach dem Novemberumsturz in Berlin wird der Lehrer und USPD-Mann Karl Rapp zum ersten Vorsitzenden des Uracher Arbeiter- und Soldatenrates gewählt; gleichzeitig gründet er einen «Volksverein für demokratischen Sozialismus». Ende November 1918 wird er aus dem Arbeiter- und Soldatenrat hinausgedrängt und kämpft nun als Außenseiter, alleine, mit Stimme und Feder, für den Sozialismus.

Die Uracher Bevölkerung leidet Not; Hunger und epidemische Krankheiten schwächen die Menschen, und der Frieden, von dem niemand weiß, wohin er das Deutsche Reich führen wird, ist der einzige Trost. Ende 1918 ist die Zeit der «Demobilisierung», man wartet allerorten auf die Heimkehr der Männer, Väter und Söhne aus dem Krieg; und Krieg, das ist nach dem Waffenstillstand immer noch Last und Qual: Kriegsgefangenschaft, Lazarett und Rückmarsch von der Front. Die endlich Heimgekehrten stellen die Gemeinde Urach vor immer neue Versorgungsschwierigkeiten. Fast alles fehlt, von den Lebensmitteln bis zur Kleidung.

An Ideen aber ist kein Mangel. Karl Rapp, der Einzelkämpfer, richtet Volksbildungskurse ein, entwirft in leidenschaftlichen Reden das Bild eines neuen, selbständigen, von den alten Autoritäten befreiten Menschen. Auch in Urach sind die alten Werte zerfallen, doch bleiben die Neuerungen überschaubar, gleichsam unter bürgerlicher Kontrolle. Für die ersten demokratischen Wahlen in Urach, die Wahlen zur württembergischen Landesversammlung, am 12. Dezember 1918, kandidieren auch die Parteien des Bürgertums, die liberale Deutsche Demokratische Partei – DDP – etwa, die in Urach als stärkste Partei aus den Wahlen hervorgeht. Die linkssozialistische USPD bringt es auf acht Prozent, immerhin doppelt soviel wie im Landesdurchschnitt. Die Mehrheit der Arbeiter aber wählt SPD, die mit knapp vierzig Prozent zweitstärkste Partei in der Stadt wird.

Mit den Kriegsheimkehrern kommen auch drei junge Männer um fünfundzwanzig, die nicht in Urach zu Hause sind. Es sind zwei Schwaben und ein Berliner, Kriegsteilnehmer alle drei; am Matrosenaufstand in den Nord- und Ostseehäfen sind sie

in vorderster Linie beteiligt gewesen: Karl Raichle, Gregor Gog und der später durch seinen «Stalin-grad»-Roman weltberühmte, heute jedoch fast vergessene Schriftsteller Theodor Plievier. Die drei fühlen sich nach dem Zusammenbruch des wilhelminischen Reiches als Männer der ersten Stunde und wollen ausgerechnet von dem Städtchen Urach aus die Welt verbessern. Karl Raichle ist der einzige unter ihnen, der Urach kennt und das Provinzstädtchen vor dem Krieg bereits besucht hat. Alle drei sind sie revolutionär gesinnte Weltenbummler, die Urach lediglich als Zwischenstation betrachten. Unruhe und Rastlosigkeit von Krieg und Nachkrieg treiben sie umher; das bürgerliche Heimatbedürfnis verabscheuen sie zutiefst. Ihr Leitbild ist Ahasver, der ruhelos Umherirrende. Ihr Bedürfnis, die Zukunft mitzugestalten, ja, sie in Besitz zu nehmen, wird ekstatisch in Worte gefaßt und ausgelebt – das zeigen ihre Schriften und öffentlichen Auftritte. Doch die Ekstase scheint in diesen Jahren die Grundstimmung der gesamten intellektuellen Jugend zu sein, mit einem Wort: ihr Lebensgefühl ist – expressionistisch. Mit der Novemberrevolution sind jene expressionistischen Kulturentwürfe aus der Vorkriegszeit wieder zum Vorschein gekommen, in denen sich sozialistische Gesellschaftskritik und religiöses Pathos auf so eigenartige Weise vermischen. Ziel des expressionistischen Hasses ist die bürgerliche Doppelmoral, die Idylle und Raubkrieg gewissenlos vereinbaren kann. Ziel dieses Hasses ist der Moloch Großstadt, der den Menschen zu verschlingen droht. Der von der Zivilisation befleckte Mensch muß der Großstadt entfliehen, um seine edle Natur wiederzufinden, so hat es schon die Wandervogelbewegung verheißen, der Raichle, Gog und Plievier nahestehen. In einem solchen Denken sind sicher auch die tieferen Gründe zu suchen, die jene drei jungen Männer veranlaßt haben, statt ins revolutionär brodelnde Berlin ins stille Urach zu ziehen. Politisch stehen sie der USPD nahe, sie ist zu diesem Zeitpunkt die einzige Partei von links außen. Sie bekennen sich zum Anarchismus und verehren gleichzeitig den Kommunismus Lenins und Trotzkijs – eine Gleichsetzung, die heute verwundert. Bei ihrem Erscheinen in Urach erregen Raichle, Gog und Plievier Aufsehen, allein ihr Habit verleiht ihnen etwas vom Äußeren des Propheten – zerschlissener Militärmantel, Sandalen an den Füßen, wehendes Haar und wilder Vollbart, so wird es zumindest von Theodor Plievier berichtet. Und in der Tat, ihre Absicht ist prophetisch: Sie wollen im Untergang des Alten das Heil des Neuen verkünden, zur Erlösung der Menschheit beitragen, sie haben – mit einem Modewort jener Zeit – »etwas auszusagen«.

Zu diesem Zweck entstehen politische Broschüren, welche die Massen entflammen und auf die Barrikaden treiben sollen. Doch das bürgerlich gesittete Urach bleibt davon unberührt. Plievier, der gelernte Maurer, lebt von Fremdsprachenunterricht, Raichle von seinen Kunstschmiedearbeiten sowie von Lese- und Vortragsabenden, zu denen ihn die DDP einlädt. Den krisenverstörten Bürgern Urachs hat Raichle ein wenig Trost in schweren Zeiten gespendet, so daß der «Ermstalbote» gerührt schreiben kann: *Herr Raichle hat sein Publikum auf den Weg zu seinem Ideal geführt, einen Weg durch sonnenreine Tage, vorbei an den Abgründen des Zweifels, aber auch über alle Hindernisse hinweg.*

Plievier findet Sprachschüler in Urach, Raichle begeisterte Zuhörer – vorläufig werden beide gefördert. Der Dritte im Bund, Gregor Gog, verläßt Urach bald wieder. Es dauert nicht lange und Raichle und Plievier sind verheiratet. Karl Raichles Frau bringt jenes Grundstück am Oberen Brühl in die Ehe mit, auf dem er seine Kolonie ansiedeln wird. Mit der Ehe scheint bei ihm, dem Rastlosen, auch das Bedürfnis nach Seßhaftigkeit gewachsen zu sein. Aber dafür gibt es vorerst nur Pläne, vage und für die Zukunft bestimmt.

Zunächst kommt es zur Entzweiung der beiden Kriegskameraden Raichle und Plievier. Anlaß ist eine von Plievier geschriebene Broschüre mit dem Titel «ANARCHIE»; der Streit, der in offenen Briefen im «Ermstalboten» verfochten wird, geht um geistigen Diebstahl, den Raichle seinem Freund Plievier vorwirft. Diese Schrift ist in der ärmlichen Einzimmerwohnung der Plieviers entstanden und ganz Ausdruck der schlimmen Lage des angehenden Schriftstellers. Am Schluß der Broschüre ergeht ein emphatischer Aufruf an eine nicht vorhandene Jüngerschaft: *Brüder, Ahasverusnaturen, die ihr sucht im Reiche der Seele, die ihr schöpft aus den Tiefen eigenen Ichs, die ihr einen Pfad sucht aus dem Dunkel zum Licht, aus Sklaverei menschlicher Schwäche zur Bewußtheit – und in Stunden der Ruhe diesen Weg nachzeichnet: Euch zum Merkstein auf Eurer Straße zum Paradiese . . . Literaten, Maler, Philosophen: Gottsucher . . . des dämmernden Morgen, Euch dieses Wort zum Grusse, willkommen zur Mitarbeit.*

Der Verlag, der diese Schrift herausbringt, heißt «Verlag der Zwölf». Vertriebsadresse ist Urach, Espachstraße 7, auch noch, als Plievier im Jahr 1920 nach Berlin übersiedelt ist. Der Streit zwischen ihm und Raichle wird später, als Plievier durch seinen Roman «Der Kaiser ging, die Generäle blieben» in Deutschland bekannt geworden ist, in seinem Moskauer Exil fortgesetzt werden. Und zwar mit jenem Mann, der im Jahr 1919 als bettelarmer Dichter



*In südlichen Duft-Lüften durfte ich wieder ausruhen
Süß gestillt
Zum Fest der Laubhütten
Auf den Hügeln der Kanaan-Traube*

Im Ton der Hymne, Hölderlin nachahmend, besingt
Becher auch seinen Freund Karl Raichle:

*DU ABER, MEIN BRUDER,
Du stößt ein Schwert durch die Zeit,
Fegst Rinnen aus und schwingst hoch über dir,
über zerflackerndem Haupt eine Schaufel voll Kot.
Verstrickt bist du in das Geflecht der Eingeweide
dieser Erde.
Nebel-Reiche und die dunstigen Korridore der
Nacht durchklettert dein Schritt.
Und pflanzt auf die Zinnen einer
Ererbten Macht
Frohlockend
Deiner Unschuld und Kühnheit steil glänzende Lanze*

Das poetische Bild von der *Schaufel voll Kot*, von den
Zinnen einer ererbten Macht entspricht der Wirklich-
keit und ist ganz ernst zu nehmen – es zeigt Bechers
Freund Raichle beim Bau seiner Kolonie.

In den Jahren 1919 und 1920 errichtet er auf dem
etwa einen Hektar großen Brühl-Grundstück in
Eigenarbeit fünf Gebäude unterschiedlicher Größe –
er ist Bauherr, Bauplaner, Bauleiter, Bauarbeiter und
Baugehilfe in einer Person. Seine Frau und einige
Lebensreformer, die auf dem Vogelhof bei Münsin-
gen ansässig sind und Raichle wohl als einen der Ih-
ren betrachten, legen mit Hand an. Das Haupthaus,
in das er und seine Frau einziehen, erinnert an ein
schwäbisches Forsthaus, der Giebel besteht ganz
aus Holz, einzig die Wände sind gemauert, obenauf
sitzt ein Walmdach. Die Zimmer des Dachstocks,
sechs an der Zahl, sind klein. Hinter dem Haupt-
haus entsteht ein kleines Häuschen im Stil der Gar-
tenkolonien sowie ein Geräteschuppen; rechts und
links der Brücke stehen zwei Backsteinvillen in
Kleinstformat, Backhäuschen nicht unähnlich. Sie
bilden das Herzstück der Siedlung. Unweit der
Hauptstraße kommt das kleine »grüne Haus« hinzu,
mit einer Grundfläche von wenigen Quadratme-
tern, allerhöchstens geräumig genug, um vier Men-
schen Schlafplätze zu bieten.

Karl Raichle hat sich mit dem Bau seines Anwesens
den Jugendtraum erfüllt, Bauer zu werden und ein
Gut zu besitzen. Dieses Ziel hat er nun erreicht. Der
alte Plan jedoch von der Siedlung Gleichgesinnter,
der Wohngemeinschaft oder Werkkommune, von
dem, was der neuen, revolutionären Lebensform
Platz bieten soll – dieser alte Plan gerät in Konflikt

von Berlin nach Urach kommt: Johannes Robert Be-
cher. (Nach dem Zweiten Weltkrieg war Becher er-
ster Kulturminister der DDR; von ihm stammt der
Text ihrer Nationalhymne, der allerdings nicht mehr
gesungen wird.)

Becher ist gebürtiger Münchner, entstammt groß-
bürgerlichen Verhältnissen, von denen er sich los-
gesagt hat. Er ist einer der Hauptvertreter des späten
literarischen Expressionismus, ein Hymniker von
hoher Stillage. Darüber, wie er ins Ermstal gekom-
men sein soll, ist später eine Legende entstanden.
Demnach hat Raichle in einer Berliner Zeitung eine
Anzeige aufgegeben, er suche *gegen Kost und Verpfle-
gung Unterricht in Literatur*. Becher, so die Legende,
habe sich daraufhin auf den Weg gemacht.

Urach beeindruckt den Dichter, wird ihm, dem
Heimatlosen, alsbald zur Heimat. Mit Karl Raichle
versteht er sich auf Anhieb, ja, sein Denken wird
Raichle und dessen Werdegang beeinflussen. Zwar
ist Johannes R. Becher schon mit dem Gründungs-
parteitag von 1918 in die KPD eingetreten, doch er
ist immer noch ein expressionistischer Gottsucher.
1921 erscheint sein Gedichtband »Um Gott«, und
Urach hat darin bereits erste Spuren hinterlassen.
Urach symbolisiert für Becher das gelobte Land; er
huldigt ihm schwärmerisch:

mit den Gutsbesitzersträumen. Noch im Jahr 1920 lädt Raichle sich seine ersten Gäste ein. Johannes R. Becher, der später in seinem sowjetischen Exil ein Versepos mit dem Titel «Urach oder der Wanderer aus Schwaben» geschrieben hat, hat die Entstehung der Raichle-Siedlung poetisch so umgesetzt:

*Nun laden wir zum Haus die Gäste ein.
Dem Haus fehlt nichts mehr. Alles steht zum besten.
Es fehlt dem Haus nur noch an seinen Gästen.
Es soll bewohnt und es soll – menschlich sein!*

Inserate werden geschrieben und in München, Berlin, Hamburg, Essen und anderen Städten aufgegeben. Nicht ohne Geringschätzung hat Becher in seinem Epos die ersten Ankommenden in Versen festgehalten:

*Es kam, um ihre Seele zu erlaben,
Die reiche Witwe, und ein Bankguthaben
Erlaubte ihr solch einen Seelenschmaus.
Die Witwe zog zu Rat den Astrologen.
Und wieder andere nährten sich von Drogen
Und wandelten schlafrunken um das Haus.*

*Es kamen welche, die nur barfuß gingen
Und die sich Kränze in die Haare hingen.
Und andere erklärten: Jedes Kleid,
Ist wie durchtränkt von unheilvollen Stoffen.
Komplexbeladen lagen Seelen offen
Und offenbarten sich ihr Seelenleid.*

*Es kam der «Übermensch», der hornbebrillte,
Er schlürfte seinen Kräutertee und stillte
Den Appetit mit Schachteln Pralinés.
Er schwärmte dabei für den Urgermanen,
Verehrte Widukind als seinen Ahnen
Und klagte ständig über Magenweh.*

*Vom Vogelhof her kamen sie in Scharen,
Die dort als Siedler «neue Menschen» waren . . .
Es fand als Gast sich ein das Phänomen.
Man faßte fest sich an den Handgelenken,
Indes der Geist sich umtat in den Schränken
Und sich alsdann entfernte, ungesehn.*

Die Siedlung ist bald überlaufen, an manchen Wochenenden kommen zu den Dauersiedlern so viele Kurzbesucher hinzu, daß die Zahl der Anwesenden auf etwa fünfzig steigt und für die zusätzlichen Besucher Matratzenlager eingerichtet werden müssen. Für viele ist Urach die Wiederbelebung des Ascona-Experiments, andere werden von den Vorstellungen freier Liebe und ungehemmter Sexualität



Links: Theodor Plieviers Uracher Vertriebsadresse Espachstraße 7 – Obenstehend: Vorderfront des Haupthauses der Raichle-Siedlung, darunter das Becher-Häuschen und – ganz unten – das Bittelhäuschen in der Kolonie am Grünen Weg. Fotos: Peter Eigen

angezogen, wieder andere wollen einfach dem Zwang zur täglichen Arbeit entgehen. Auch sind es die Ängste, diese Notzeit moralisch und physisch nicht bestehen zu können, die manch einen in Urach Unterschlupf suchen lassen. Die Wochenendbesucher wollen dem bürgerlichen Alltag wenigstens für ein paar Stunden entgehen, sich ungezwungen geben, frei und offen diskutieren. Einfach dem Genuß der Natur hingegeben sein, ohne Scham nackt in der Erms baden, mit dem Motorrad die Umgebung erkunden, im Kanu paddeln oder mit dem «Wanderer aus Schwaben», mit Karl Raichle, sich auf langen Albwanderungen wohltuend ermüden – das ist es, was so viele immer wieder nach Urach führt. Das einende Prinzip bei aller Vielfältigkeit der Geister ist, wie in Ascona, der Vegetarismus. Da die Versorgung nach 1920 immer noch schlecht ist – es ist die Zeit der wachsenden Inflation –, baut Karl Raichle das Nötigste hinter seinem Haus an. Und was dort wächst, reicht für alle. Als Hauptmahlzeit wird den Uracher Vegetariern über Jahre hin ein schlichter Eintopf aus Kartoffeln und Bohnen aufgetischt; alles, was Nicht-Vegetariern außerdem angeboten werden kann, ist Hirn und die im Flüßchen reichlich vorkommende Forelle. Tagsüber kocht man schwarzen Tee, der in Kannen zur Kühlung in die Erms gehängt wird.

Gekommen sind viele, die bereits Erfahrung mit dieser Art des Gemeinschaftslebens haben. Gusto Gräser zum Beispiel, ein taoistischer Weltwanderer, ganz der fernöstlichen Philosophie ergeben, den eine langjährige Freundschaft mit Hermann Hesse verbindet und der viele Jahre in Ascona gelebt hat. Gustav Nagel, ein Theosoph in weißer Tunica, Apologet der «freien libe», Vorkämpfer einer Rechtsschreibreform, ein frommer Mann, der, wie in Ascona, in Urach viele Stunden am Tag meditiert. Sie alle glauben an ihre messianische Sendung, ihr Gestus ist der des Propheten – des «Inflationspropheten», wie manche Zeitgenossen sagen. Es kommen die Anhänger Rudolf Steiners, Mitglieder der erst zehn Jahre alten Anthroposophischen Gesellschaft, Menschen mit gutbürgerlicher Bildung, die mit einer Spiritualisierung des Denkens den naturwissenschaftlichen Materialismus zu überwinden trachten. Anmaßung, ja Größenwahn fallen nicht weiter auf; denn die Zeit bringt nicht nur Propheten hervor, sondern auch Jünger. Der merkwürdigste von allen ist aber gewiß Louis Haeusser aus Bönningheim, der sich für den «wiedergeborenen Heiland» hält. Seine Art ist einigen Zeitgenossen wegen seiner Herrschsucht unerträglich, seine Jüngerschaft im ganzen Reich aber geht in die Tausende. Später wird er jahrelang als Wanderprediger durch Deutschland zie-

hen, einen seiner größten Erfolge im Saal des Weimarer Bauhauses haben und im Jahr 1925, nach Eberts Tod, für die Wahl zum Reichspräsidenten kandidieren und über 100 000 Stimmen erhalten. Mit anderen bürgerlichen Intellektuellen aus Stuttgart erscheint Dr. Erich Schairer, der 1919 die linke Stuttgarter «Sonntagszeitung» gegründet hat und einer der Ersten ist, die in Deutschland die junge Sowjetliteratur verlegen. Aus Hechingen kommt der Landarzt Dr. Friedrich Wolf, der in Worpsswede seine ersten Kommune-Erfahrungen gemacht hat und USPD-Mitglied ist. Er fällt den Urachern durch seine allmorgendlichen Waldläufe auf. 1924 reist der neugierige Erich Mühsam mit seiner Frau Zensl nach Urach, er ist gerade erst aus der Festungshaft entlassen, zu der er als Mitbegründer der Münchner Räterepublik verurteilt worden ist. Der Anarchist Mühsam hat im Jahr 1905 eine kritische Broschüre über Ascona veröffentlicht, dessen Kommunarden er als *ethische Wegelagerer mit spiritistischen oder theosophischen Sparren* beschimpft. Vielleicht ist ihm in Urach die Luft ebenfalls zu *individualistisch*, aber darüber läßt sich nur mutmaßen, denn Aufzeichnungen Mühsams über die Uracher Kommune sind nicht bekannt.

Noch im Jahr 1924, spätestens aber 1925 tritt eine Krise ein. Bechers Versepas gibt darüber in zwei Strophen näher Auskunft:

Und es erwacht der «Wanderer aus Schwaben»:

*«Die Gäste, die wir hier im Hause haben –
Ist dir die Narrenwirtschaft nicht zu dumm?»*

Das Gästebuch lag vor ihm aufgeschlagen.

«Was hat sich da nicht alles eingetragen?

Gesinde ist's und ein Panoptikum!

«Ist das ein Haus, ein deutsches Haus, ich frage?»

Er sprach wie einst: «Das ist die Niederlage!

Und dieses Haus, dies Narrenheim wär mein?

Hab lang genug geschwiegen, «meinetwegen»,

Nun gilt's, das Tollhaus gründlich auszufegen,

Mein Haus soll sauber und soll – menschlich sein!»

Wie Karl Raichle seine Gäste losgeworden ist, bleibt unerwähnt. Johannes R. Becher, der zehn Jahre lang fast in jedem Jahr für einige Monate in Urach lebt, hat an dem Wandel, der sich nun vollzieht, jedenfalls großen Anteil. Gustav Thumm, seit 1924 Uracher KPD-Stadtrat und einziger Uracher Bürger, der zur Siedlung Raichle ernsthaften Kontakt pflegt, hat in den fünfziger Jahren berichtet, zwischen 1924 und 1931 sei die gesamte kommunistische Reichstagsfraktion aus Berlin in Urach zu Besuch gewesen. Becher selbst schwenkt in der Mitte der zwanziger

Jahre vom Weg des expressionistischen Gottsuchers immer mehr auf die Parteilinie ein und verflucht einen romantischen, aber rigiden Sowjetismus. Der neue Uracher Kreis ist im großen und ganzen sein weiterer Freundes- und Bekanntenkreis.

Becher bewohnt eines der Backsteinhäuschen, das «Becher-Häuschen», er schreibt und liest viel, lebt bürgerlich; für seinen Sohn beschäftigt er ein Kindermädchen. Überhaupt ist mit diesem Wandel das Ende der lebensreformerischen Bestrebungen gekommen, einziges Relikt ist, soweit man weiß, der Vegetarismus geblieben. Aus der einstigen Kommune ist in kurzer Zeit eine Art kommunistisches Ferienheim geworden. Karl Raichle tritt zwar der KPD nicht bei, steht ihr aber zumindest sehr nahe. Das beweist ein Theaterstück, das er geschrieben hat, und das im Jahr 1925 in Urach erstmals aufgeführt wird. Es ist ein Agitationsstück nach dem Vorbild des sowjetischen Theaters, das den Sieg der proletarischen Revolution auf der Bühne vorwegnimmt. In der Schlußapothese der siegreichen Arbeiter tritt ein Schauspieler mit der Maske des sechs Jahre zuvor ermordeten Karl Liebknecht auf und verkündet: *Spartakus ist niedergeschlagen und / trotzdem, Spartakus kommt wieder!*

Das Stück geht auf Tournee und wird von den Arbeiterkulturkartellen in Nürtingen und Feuerbach gespielt. Für die Liebknecht-Rolle hat der Berliner Regisseur Erwin Piscator zugesagt, er meldet sich jedoch kurzfristig wieder ab. Das Stück bringt Karl Raichle in Stuttgart eine Anzeige und ein paar Tage Haft wegen «Hochverrats» ein – was in seiner Wahlheimat Urach noch polizeilich vertretbar ist, wird in der Landeshauptstadt zum politischen Delikt.

Etwa zur gleichen Zeit wie diese Episode beginnt die intensivste Phase der Siedlung Raichles. Zum Kreis der Vertrauten gehören, außer Becher, Dr. Karl Bittel, der mit seiner Familie das Häuschen links der Brücke – das sogenannte «Bittel-Häuschen» – bewohnt, und der 1927 nach Stuttgart übergesiedelte Arzt und Dramatiker Friedrich Wolf. Bittel ist einer der ersten Deutschen gewesen, die auf Einladung der Sowjetregierung um 1920 die Sowjetunion bereist haben. Noch im Jahr 1936 soll Bittel illegal ins faschistische Deutschland zurückgekehrt sein und – über eine Anlaufstelle in Urach – Freiwillige für die Internationalen Brigaden ins Spanien des Bürgerkriegs vermittelt haben. Vermutlich sind auch Erich Weinert, der vormalige Kabarettist und Agitpropdichter, sowie Werner Hirsch, Chefredakteur der «Roten Fahne», des Zentralorgans der KPD, in Urach gewesen. Sicher hingegen ist die Anwesenheit von Alexander Abusch, Ernst Glaeser und Kurt Kläber. Abusch, kommunistischer Redakteur in Ber-

lin, ist nach dem Zweiten Weltkrieg zusammen mit Becher führender Kulturpolitiker in der DDR geworden. Glaeser, der gerade in seiner Uracher Zeit mit seinem Roman «Jahrgang 1902» als erst Sechszwanzigjähriger ein erfolgreiches Debüt ablegt, wird am Beginn des Kriegs zum Schrecken einstiger Genossen zu den Nazis überlaufen. Kläber ist eine der markantesten Figuren der Weimarer Republik; als sozialkritischer Prosaschriftsteller und Leiter der Bochumer Arbeiterhochschule ist er, wie alle anderen Intellektuellen der zweiten Uracher Phase, für die Arbeiterbewegung tätig.

Alle, die Genannten und die zahlreichen Ungenannten, sind 1933 oder kurz danach ins Exil geflohen, um ihr nacktes Leben zu retten. Fast alle, die zurückgekehrt sind, haben sich im Osten Deutschlands niedergelassen und die DDR mitbegründet. Viele von ihnen sind in der Bundesrepublik gänzlich unbekannt.

Das Ende der Raichle-Siedlung ist im Jahr 1931 gekommen. Der «Wanderer aus Schwaben», Karl Raichle, macht sich zwölf Jahre nach seiner Ankunft in Urach wieder auf die Wanderschaft. Der «Rote Winkel», den er in den Wirren nach dem Ersten Weltkrieg aufgebaut hat, wird verkauft.

Johannes Robert Becher, der in den fünfziger Jahren zusammen mit Gustav Thumm das Anwesen noch einmal besucht, hat Urach, das Ermstal und die Siedlung bereits in seiner Exildichtung der Erinnerung empfohlen:

*Die Rauhe Alb. Von Höhen rings umfassen
Und zu den Höhen wie im Traumverlangen
Aufblickend: Urach . . . Apfelbäume blühen,
Und tief verneigen sich die Blütenzweige.
Ein Holzfuhrwerk zieht hoch die Ulmer Steige.
Die Burgruine – Fels im Hügelgrün.*

*Ihr könnt den Weg nach Urach nicht verfehlen,
Laßt euch vom Haus am Grünen Weg erzählen
Von einem Menschlichsein . . . Drum kehrt dort ein,
Willkommen winkt euch auch des Wanderers Garten,
Und blickt empor zu hohen Felsenwarten –
Gelöbnis und Gedenken soll es sein!*

*Und Urach war – das, was wir selber waren.
Und kehren welche heim nach vielen Jahren,
Wohl dem, der alsdann sagen kann von sich:
«Ich nahm an meiner Seele keinen Schaden!»
. . . Wir grüßen alle guten Kameraden! . . .
Und Urach war . . . Urach klang heimatlich.*

Der Autor dankt Herrn Dr. Rudolf Eberling, Stadtarchiv Urach, der ihm freundlicherweise unveröffentlichte Materialien zum Thema zur Verfügung gestellt hat.

Mittelschiffs-Arkadenwände in Kirchen der Hirsauer Kongregation

Erwin Rohrberg

Unser heutiges bürokratisch gesteuertes Bauwesen knebelt durch Baugesetze und Bauvorschriften eine gesunde Entwicklung der Baukunst mehr, als dies je die enggesteckten Grenzen mönchischer Bauregeln der Benediktiner vermochten.

Mehr noch: die strengen Regeln hirsauischer Baukunst ließen einen ungeahnten künstlerischen Spielraum offen. Die Vielfalt im engbegrenzten Rahmen der damals unentbehrlichen und verbindlichen Baugeometrie wenigstens an einem Bauteil dieser Architektur aufzuzeigen, soll das Ziel der folgenden Betrachtung sein.

Der Bautyp der Basilika stand für Klosterkirchen der Benediktiner einige Jahrhunderte unabänderlich fest. Man brauchte sich also nicht wie heute beim Kirchenbau um immer neue und noch nie dagewesene Raum- und Bauformen zu bemühen. Diese heilsame Ruhe eignete sich ganz besonders für liebevolle Durchbildung diverser Detailformen.

Die Arkaden in den Mittelschiffs-Hochwänden sind das beeindruckendste Detail früher romanischer Benediktinerkirchen, das uns hier beschäftigen soll, nicht die Geschichte der drei ausgewählten Kirchen, die bekannt genug sein dürften, zuletzt durch das umfassende Buch von Wolfgang Irtenkauf von 1971 über «Hirsau – Geschichte und Kultur».

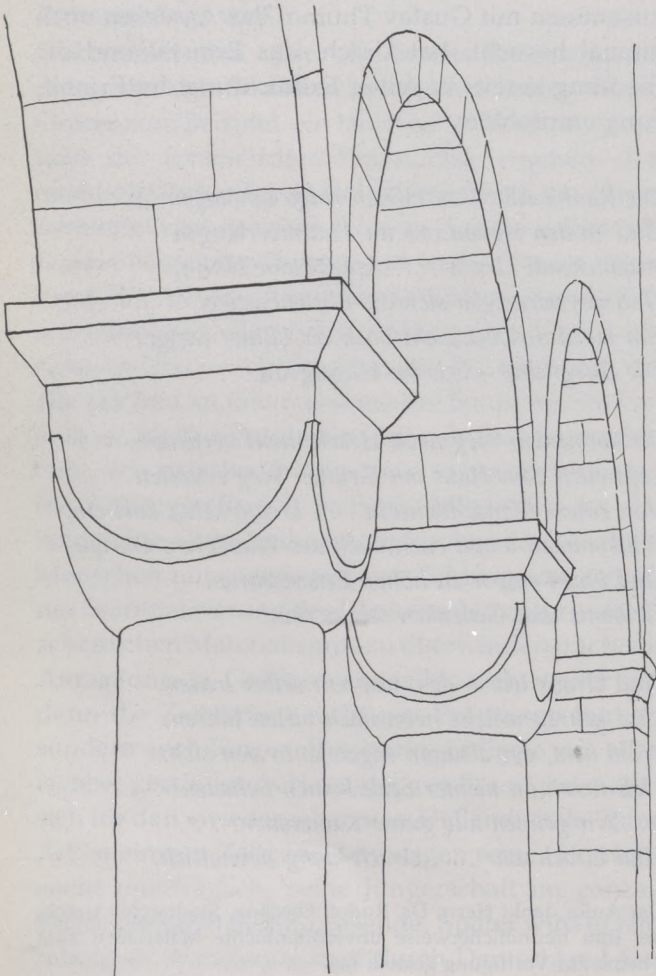
Diese 3 Kirchen sind:

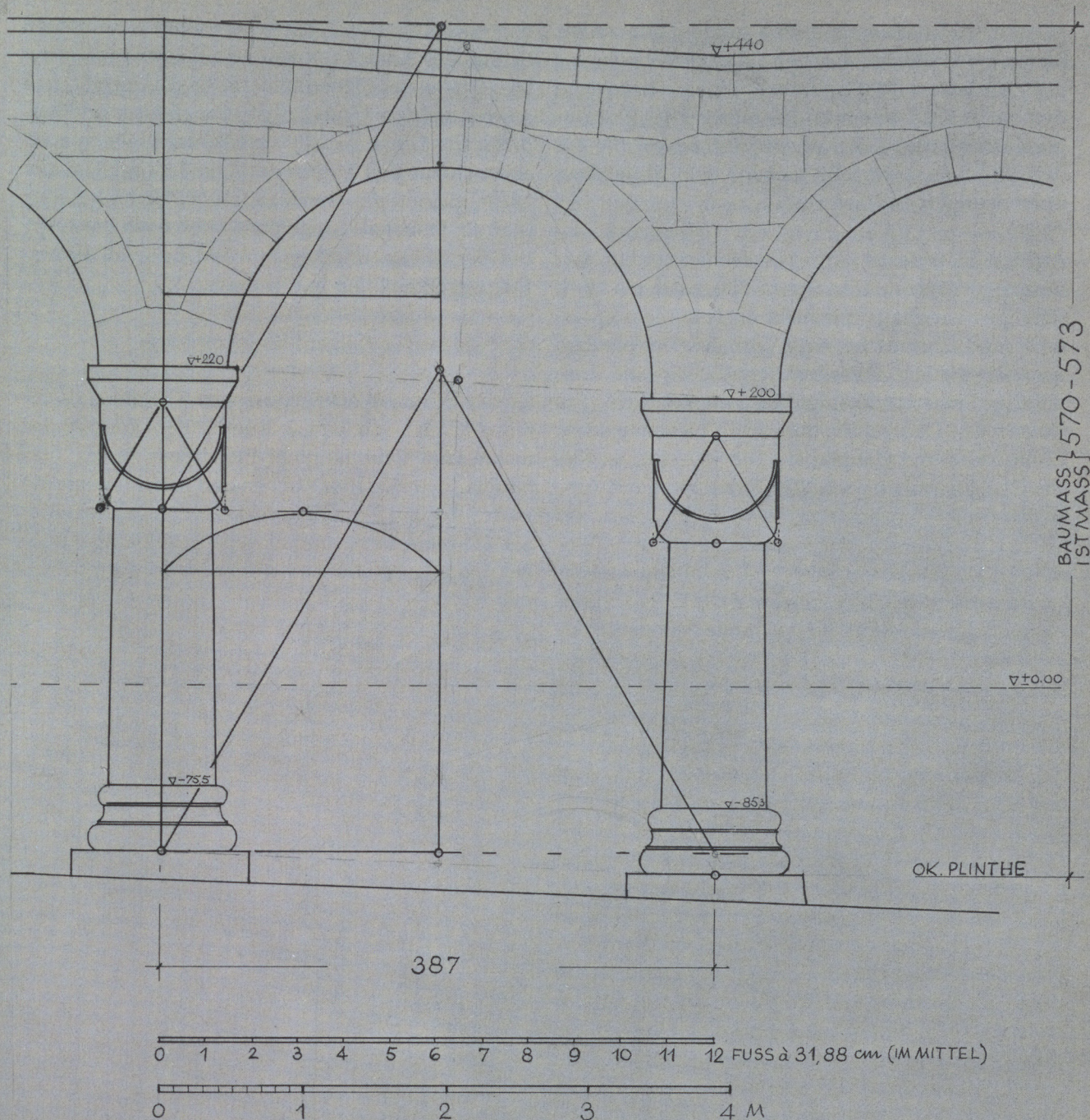
1. St.-Aurelius-Kirche in Hirsau. Begonnen wurde sie 1059 und am 4. September 1071 geweiht.
2. Die Prioratskirche St. Ägidius zu Kleinkomburg, begonnen 1109, geweiht 1113.
3. St.-Martins-Kirche in Neckartailfingen, erbaut zwischen 1100 und 1150.

St. Aurelius

besteht heute nur noch als Torso. In dieser Gestalt dient sie seit 1955 als katholische Gemeindekirche. Der universalgelehrte Abt Wilhelm aus Regensburg war ihr Bauherr und mönchischer Baumeister in einer Person, Laienbrüder aus Einsiedeln, die bärtigen Conversen, waren die Bauhandwerker. Auch die beiden anderen von Hirsau beeinflussten Kirchen Kleinkomburg und Neckartailfingen wurden damaliger Gewohnheit entsprechend von Laienbrüdern erbaut. Die gesamte mittelalterliche Baukunst gründet im christlichen mittelalterlichen Glauben. Man baute das «Haus Gottes» nach biblischem Vorbild des Tempels von Jerusalem. Die Bedeutung des Kirchenvaters Augustinus für das kirchliche Bauschaffen darf keinesfalls unterschätzt werden: «Doch darf niemand glauben, dies [die Maßzahlen des Tempels und auch der Arche Noah] sei überflüssigerweise aufgeschrieben, oder hier liege lediglich ein geschichtlicher Tatsachenbericht ohne sinnbildliche Bedeutung vor, oder im Gegenteil, dies habe sich überhaupt nicht zugetragen und es handle sich um bloße Redefiguren oder, wie es sich im übrigen auch damit verhalten möge, um keine auf die Kirche bezügliche Weissagung . . . sondern man muß glauben, daß dies wohlweislich der Erinnerung und der Schrift anvertraut wurde, daß es sowohl geschehen ist als auch etwas zu bedeuten hat, und daß es dazu dienen soll, die Kirche vorweg abzubilden» (De Civitate Dei XV, 27). – «Zu welch wunderbaren und staunenswerten Erzeugnissen . . . im Baugewerbe hat menschliche Betriebsamkeit es gebracht . . . welch umfassende Kunde von Maßen und Zahlen hat sie erworben . . .» (De Civitate Dei XXII, 24).

St. Aurelius in Hirsau





St. Aurelius in Hirsau. Zu dieser Zeichnung wird auf Anmerkung 1 verwiesen.

Das Wissen aus Platons und Plotins Werken wird für das frühe Mittelalter tradiert und von gelehrten Bauherren den Bauleuten verbindlich vorgeschrieben und ist von diesen auch beachtet worden. Weisheit 11,21: «Du hast alles geordnet mit Maß, Zahl und Gewicht.»

Hierzu Abt Othlo vom Kloster St. Emmeram in Regensburg, von welchem auch Abt Wilhelm kam: »... gefällig ist es auch, ... die geistige und geistliche Weise zu spielen, d. h. zu deuten, welche Lieblichkeit des mystischen Einklangs ... in allen Dingen liegt. Doch eh Du etwas über diesen Ein-

klang erfährst, mußt Du ganz begreifen, worin diese Harmonie besteht. Sie entsteht nämlich nicht nur bei Tönen, die nach entsprechendem Zahlenverhältnis zusammengestellt sind, sondern auch bei anderen Dingen, die richtig geordnet sind.

Alles was richtig geordnet ist, paßt in der Tat zusammen und entspricht sich. Die ganze Schöpfung, die nach der Ordnung Gottes gefügt ist, ist zwar im Einzelnen verschieden, aber eine Harmonie des Geschaffenen.»

Das ist der splendor ordinis des heiligen Augustinus:

«Omnis pulchritudinis forma unitas est.» Alles Bauen im Mittelalter geschah unter diesem Zwang der göttlichen Maßordnung, einem heilsamen Zwang, der sich nicht an liberalistischen Paragraphen orientierte. Religio heißt «Bindung». Sie hat das gesamte kulturelle Leben des Mittelalters durchdrungen und geformt.

Auf dem Platz der St.-Aurelius-Kirche standen zwei Vorgängerkirchen: Der älteste Bau hatte ein dreischiffiges Langhaus mit nicht ausladendem Querschiff und Chornische; eine Vorhalle. Der Neubau von 830, die sog. Aureliuskirche I, war eine dreischiffige Pfeilerbasilika, im Westen zwei Türme, im Osten ein Querschiff mit zwei Nebenapsiden, Chorquadrat mit Hauptapsis. Die St.-Aurelius-Kirche II ist ein Umbau nach 1050: Dreischiffige Säulenbasilika mit Vierungsturm, zwei Westtürmen mit Michaelskapelle über der Vorhalle, gewölbte Seitenschiffe, Chor wie vor, aber mit zwei Chorneben Schiffen, flach geschlossen. Die endgültige Zerstörung erfolgte 1584, bis auf das heute noch stehende Rudiment.

Der Fußboden der ersten beiden Bauten stieg im Schiff um 16 cm nach Osten an. Die Säulenbasen des dritten Baus saßen unmittelbar auf Sockeln, die bei der Ausgrabung von Erich Schmidt 1933 durch Auflast völlig zerdrückt vorgefunden wurden und 1955 durch neue Plinthen ersetzt wurden.

Die mannshohen Säulenschäfte haben eine stämmige, gedrungene Form, zeigen stärkere Verjüngung, aber ohne Schwellung, und stoßen ohne Halsring an die Würfelkapitelle. Auf diesen liegt die Kämpferplatte, bestehend aus 60°-Schräge und Platte, an die gegen die Seitenschiffe Konsolen für die Seitenschiffsgewölbe angearbeitet sind. Die Mauersteine der Bogenzwickel haben keine einheitlichen Schichthöhen.

Am außen gemessen fast quadratischen Langhaus mit 2x3 Säulen fehlen die Obergadenwände; im Westen stehen noch die Turmstümpfe; der Ostteil fehlt, von ihm gibt es nur noch ergrabene Fundamente.

Das Langhaus mit den Säulen ist im Grundriß trianguliert, das Wandfeld jeder Arkade bis Oberkante des ehemaligen Mittelgesimses aber nach 6 Quadraten 6'/6' bemessen. Die Kämpferhöhe wird durch ein gleichseitiges Dreieck mit 12' Seitenlänge¹ bestimmt, die Säulenschafthöhe entspricht der halben Achsweite, also 6', der Bogen-Radius bezieht sein irrationales Maß aus der Strecke von Dreieckspitze bis zur halben Höhe der oberen kleinen Quadrate. Kapitellhöhe und -breite sind trianguliert, also eindeutige Quadratur und Triangulation. Die Kapitelle ha-

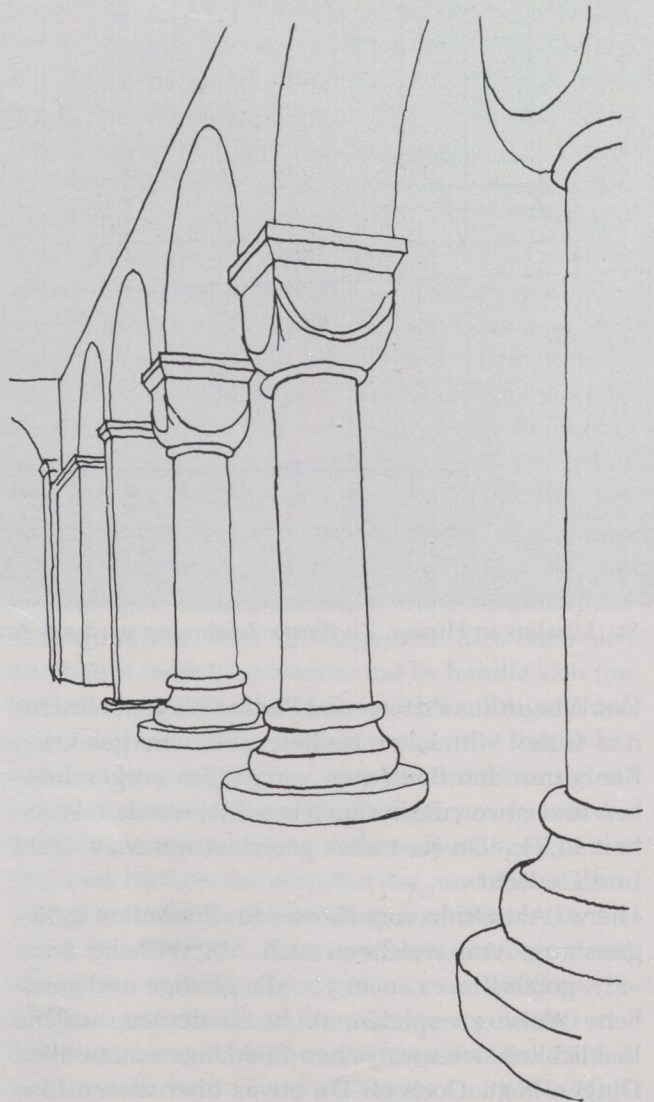
ben noch keine sog. «Hirsauer Nasen» am oberen Schluß des Schildes.

Die Größe des Benediktinerfußmaßes ergibt sich sowohl aus dem Grundriß des Langhauses mit duodezimaler Länge von 48' und lichter Breite von 42' als auch aus den Maßen der Arkaden mit 31,8 cm. Man erkennt die duodezimale Zahlenreihe. Das Maß 42' taucht als Breitenmaß auch noch bei anderen Benediktinerkirchen auf (ein Beispiel: Petersberg bei Eisenkofen in Oberbayern).

St. Ägidius (St. Gilgen) Kleinkomburg

ist eine direkte Weiterbildung der Hirsauer St.-Aurelius-Kirche. Zu den 3 Rundsäulen kommt das rechteckige Chorus-minor-Pfeilerpaar hinzu, das bei fast allen Hirsauer Kirchen den Altarraum für die fratres barbati (Laienbrüder, Conversi) begrenzt. Die Westseite ist ausnahmsweise turmlos, aber über der Vierung befand sich früher ein Vierungsturm.

St. Ägidius, Kl. Komburg



Eugen Gradmann spricht von «merkwürdigen, ausgeklügelten Maßverhältnissen», ohne sie jedoch richtig klären zu können. Was hat es nun damit auf sich? Die Kirchenlänge beträgt ausnahmsweise genau 100' à 33,16 cm, also eine Art Hekatompedon. Aus diesem Maß ergeben sich die weiteren, kleineren Maße, auch die der Arkadenreihe. Die östliche Kante der rechteckigen Chorus-minor-Pfeiler halbiert genau die Kirchenlänge und bildet den Kreis-Mittelpunkt der weiteren Baugeometrie nach dem Achtort. Mit der Quadratur ist die Triangulation eng verknüpft. Erstaunlich, wie diese raffinierte Verflechtung zusätzlich noch in Verbindung gebracht wird mit einer bestimmten Zahlensymbolik, auf de-

ren Darlegung wir jedoch hier als den Rahmen sprengend verzichten müssen. Für die Höhenmaße bediente man sich der Triangulation, von Maßstimmigkeiten abgesehen: Denn die Maße der nördlichen Arkadenreihe weichen von der südlichen ab, was mit bloßem Auge nicht wahrgenommen wird. Das Achsmaß der Arkaden ergibt sich aus der siebten Verjüngung des Grundquadrates von 100', rechnerisch mit 3,839 m. Das Baumaß der ungleichen nördlichen Arkadenachsen wurde gemittelt gemessen mit 3,855. Mit dem Quadrat von dieser Seitenlänge wurde die nördliche Reihe bemessen (s. auch Anmerkung 2). Die südliche Arkadenreihe ist hingegen eindeutig trianguliert. Die Triangulation

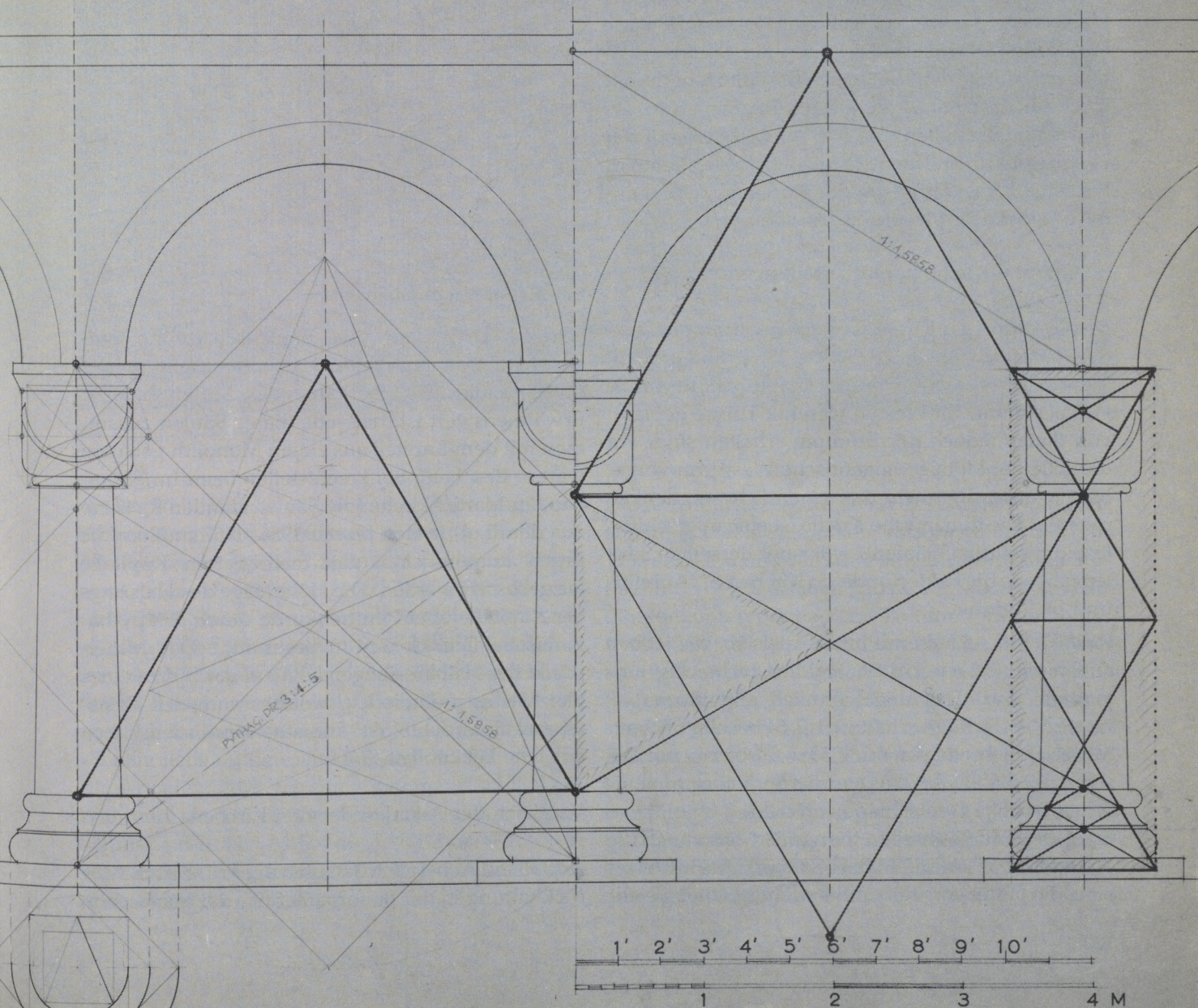
St. Ägidien (St. Gilgen), Klein-Komburg

NÖRDL. ARKADEN-REIHE

BAUMASS I.M. 385 cm

SÜDL. ARKADEN-REIHE

BAUMASS I.M. 391,5 cm



ist so einhellig, daß sie im Detail in der Zeichnung wiedergegeben werden soll.

Der Differenzwert von 12 Meßpunkten liegt bei 1,5%. Wenn dies moniert werden sollte, ist zu bedenken, daß der Nachrechnung nur Mittelwerte zugrundegelegt werden konnten. Die Würfelkapitelle haben fast gleiche Größe wie in der Aureliuskirche, wirken aber infolge der größeren Höhe der Säulen schlanker als dort. Außerdem haben sie einen Halsring. Die riesenhaften Plinthen unter den Basen gleichen Mühlsteinen.

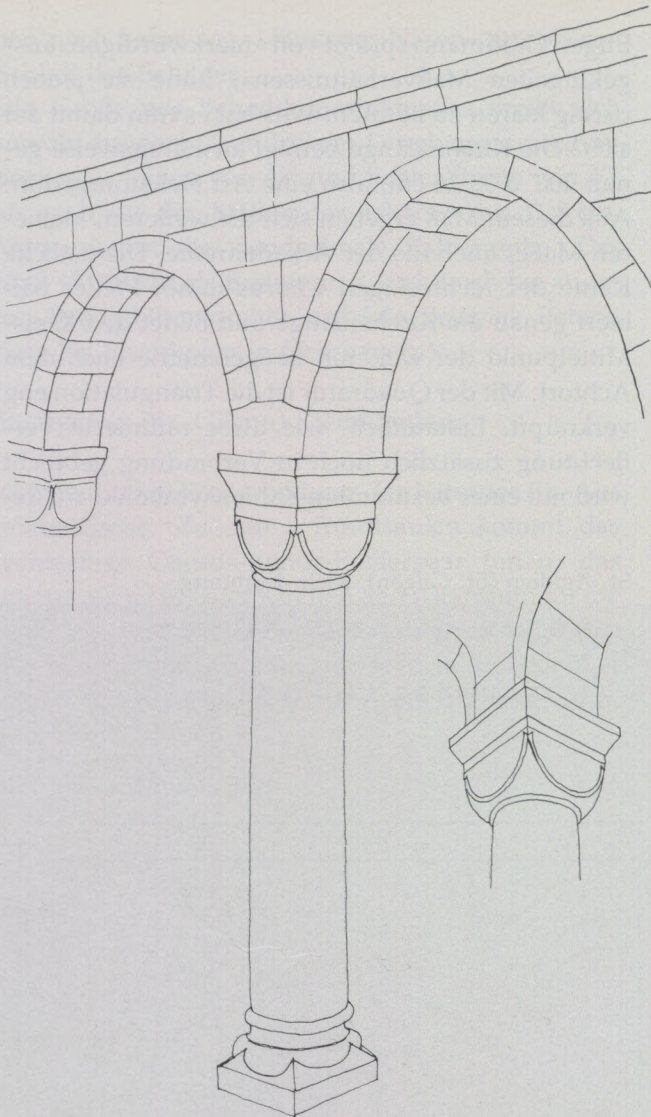
Die Abhandlung zielt darauf, die feinen Nuancen in den Variationen über ein und dasselbe Thema herauszustellen und den «quadratischen Schematismus» der Romanik, d. h. die notwendige geometrische Gesetzmäßigkeit, mit handfesten Belegen zu untermauern und zu beweisen, daß trotzdem die Freiheit im engbegrenzten Raum der mönchischen Vorschriften gewährleistet wurde. Die damalige Entwurfsmethode unterscheidet sich von unserer, die nur mit Kohle und Bleistift 6 B flotte Skizzen aufs Papier wirft, die bloß gebaute Skizzen liefert, ganz wesentlich. Wie das vor sich ging, zeigen die Risse auf den nördlichen Außenseiten der Mittelschiffmauern unter den Seitenschiffs-Pultdächern der Kirche in Faurndau, die Details für Säulen in der Turmhalle darstellen. Sie hat Rainer Hussendörfer beschrieben. Ähnliche Ritzungen hat Erich Schmidt bei seinen Ausgrabungen der Aureliuskirche II unter den Arkadenpfeilern angetroffen.

St.-Martins-Kirche in Neckartailfingen

Der Grundriß der Kirche ist nach Quadratur in Duodezimalzahlen 72, 48, 36, 30, 24, 18, 12 Fuß und zusätzlich bzw. vorweg durch Triangulation von 30 Fuß bestimmt. Im Westen waren 2 Türme geplant, von denen jedoch nur Stümpfe erhalten sind, vor die 1501 der klotzige, gigantische Westturm vorgebaut wurde, den wir uns eigentlich wegdenken müssen. Die romanische Kirche ist eine querschiffslose dreischiffige Säulenbasilika mit derselben Säulenzahl wie die beiden anderen Kirchen St. Aurelius und St. Ägidius.

Jedes Schiff schließt mit einer Apsis ab, die jedoch außen ebenso wie bei St. Ägidius rechteckig ummantelt sind. Das ungewöhnlich eng proportionierte Mittelschiffsverhältnis 1:2,64 bei einer lichten Mittelschiffsbreite von nur 4,53 m (also etwa um 1 m schmaler als St. Ägidius) wird von keiner romanischen Basilika Deutschlands erreicht.

Die Höhenmaße wurden trianguliert, also auch die Arkaden. Das Wandfeld hat bis Oberkante Mittelgesims die Höhe von 2 übereinandergesetzten gleich-

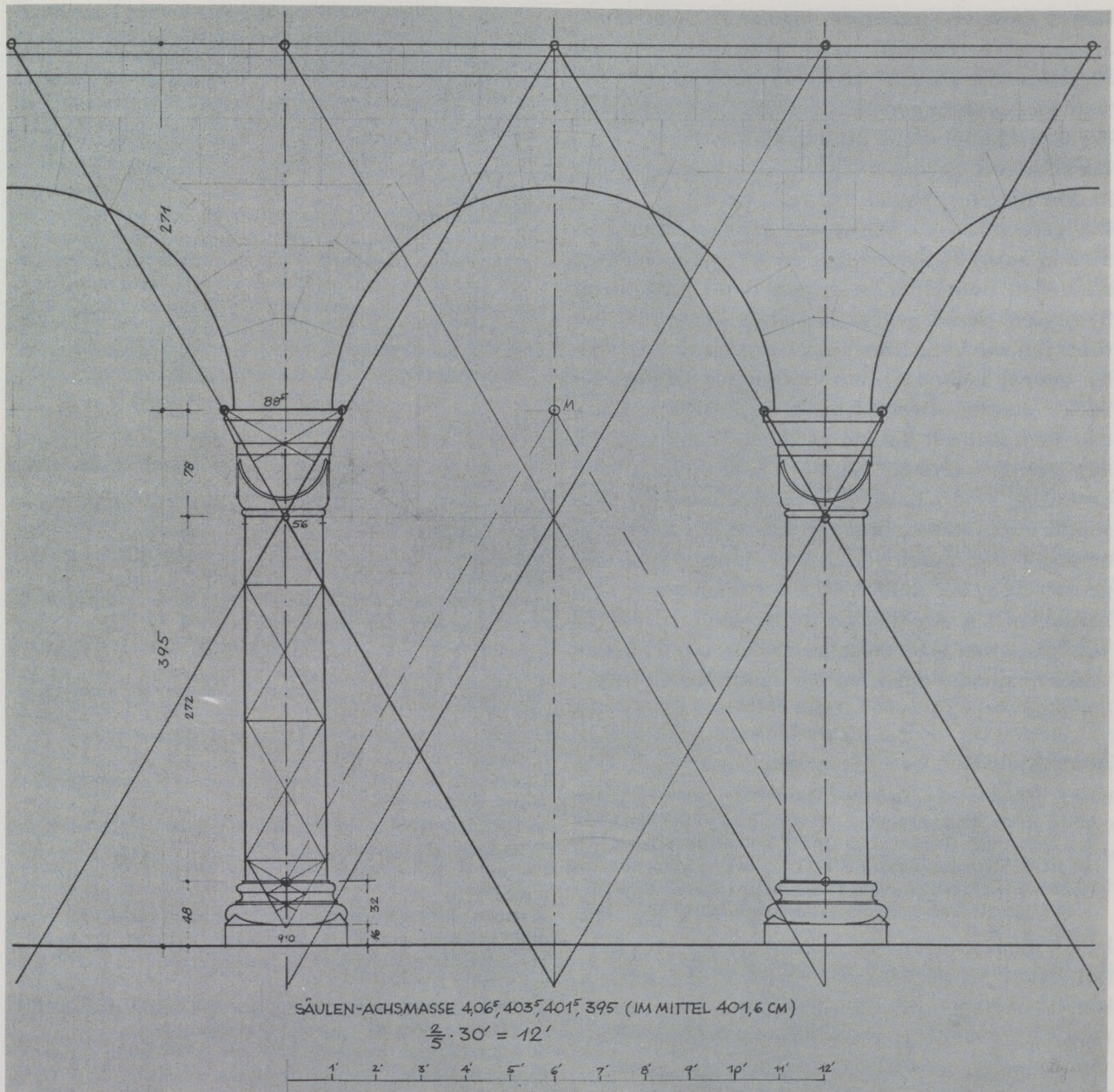


St. Martin, Neckartailfingen

seitigen Dreiecken. Die Säulenschafthöhe entspricht der Mauerwerkshöhe über der Kapitellplatte bis einschließlich Oberkante des Mittelgesimses. Erwähnenswert ist, daß jede dieser Säulen zusammen mit dem Kapitell aus einem Monolith gehauen waren. Erst beim Senkrechtmachen beim Innenumbau der Martinskirche (die Säulen standen 8–12 cm aus dem Lot) in den Jahren 1956–1957 mußten die durch Emporeneinbauten malträtierten Kapitelle ausgebessert werden. Die Höhenlage des Halsrings der Kapitelle über Plinthe wurde durch das pythagoräische Dreieck 3:4:5 bestimmt.² Der Mittelpunkt der Halbkreisbögen liegt auf der Spitze eines gleichseitigen Dreiecks, welches auf der Basis-Oberkante errichtet ist. Die attischen Basen haben einfache Eckknollen.

Vergleich der Arkaden der drei Kirchen

Auffallend ist bei allen 3 Bauten der Frühzeit die Zurückhaltung in der Bauornamentik, der auch schon



St. Martin, Neckartailfingen

die Kapitelle des 12. Jahrhunderts einen günstigen breiten Raum hätten anbieten können (z. B. Brenz, Alpirsbach, Faurndau), aber man hat sie nicht gewollt, oder – das sei gewagt zu behaupten – die fratres barbati waren ganz einfach noch nicht versiert genug. So verfeinerte man Proportionen und Formen der Säulen und Würfelkapitelle. In Neckartailfingen finden wir erstmals die «Hirsauer Nasen» oben an den kreisförmigen Schilden und die ersten «Eckknollen» an den Säulenbasen.

Die Arkadenfelder werden zunehmend schlanker: Während sie in der Aureliuskirche noch ein Verhältnis von B : H = 1,50, in St. Ägidius = 1,65, in St. Martin = 1,60, haben, wird ihr Verhältnis in Alpirsbach schon ca. 2,05.

Die rein deutsche Form des Würfelkapitells, die unabhängig von allen antiken Vorformen um das Jahr 1100 entstand und 200 Jahre lang die bevorzugte Kapitellform der deutschen Baukunst war, zeigt die für die Romanik typische klare Trennung in stereometrische Würfel- und Kugelformen, die sich äußerst sinnvoll zwischen Säulenschaft und gemauerten Bogen schieben. Ihre mannigfaltigen Varianten sind stets geometrisch ausgezirkelt. In der sparsamen Schmuckform dieses Baudetails kommt dieselbe Geometrie zum Ausdruck, die auch die gesamte romanische Basilika beherrscht.

Und mehr noch: Das mittelalterliche Prinzip, daß der Mikrokosmos eine Art Duplikat des Makrokosmos bildet, wird hier evident.

Das an diesen 3 Kirchen der Hirsauer Kongregation angewendete Fußmaß weist Schwankungen von 32,08 bis 33,4 cm auf. Im mittelalterlichen Maßsystem gibt es keine genauen Verhältnisse. Darin liegt der Grundunterschied zum modernen Maß.

Die strenge Regel des heiligen Benedikt spiegelt sich in den kargen gebauten Formen wider.

Das geheimnisvolle Schweigen der steinernen Formen in edlen Maßverhältnissen schlägt auch heute noch den Betrachter in seinen Bann, obwohl er Symbolen fremd gegenübersteht. Musikalität berührt ihn wie ferne Musik der Gregorianik, die später einmal Leibnitz «eine verborgene Übung der Seele» nannte, «welche nicht weiß [wahrnimmt], daß sie dabei mit Zahlen umgeht.» Baukunst war hier steingewordene Musik. Diese Reihen sind Ordnung, kein Chaos, kein Drunter und Drüber, sondern ein Nebeneinander, Hintereinander, Zueinander und Füreinander, auf ein Ziel gerichtet, geostet zum lux mundi. Mit der wuchtigen, aber harmonischen Architektur dieser Räume verband sich gregorianischer Wechselgesang der Hymnen und Psalmen zu einer Einheit zum Lobe Gottes.

Anmerkungen

1 Südl. Arkaden Achsweite $379 + 387 + 382 = 1148 : 3$ ergibt im Mittel 382,6. $382,6 : 12$ ergibt mittleres Fußmaß 31,88 cm. Höhe von OK Plinthe Ist-Maß 573,7 bis 570,3. Ein Drittel dieses Maßes ist die Säulenschafthöhe = 191 cm, das sind 6 Fuß bzw. die Hälfte des Achsmaßes. Säulenschafthöhe + Basis Ist-Maß $191 + 45 = 236$. Säulenschafthöhe + Basis rechnerisch $\frac{387}{2} + \frac{387}{2} \cdot 0,2071 = 232,3$

$$\begin{aligned} \text{Radius des Arkaden-Bogens: } 387 - \frac{387}{2} \sqrt{3} &= 53 \\ + \frac{387}{4} &= 96 \\ \text{Radius} &= 149 \text{ cm.} \end{aligned}$$

2 Die Norma ist ein Winkelmaß oder auch nur die Abschnürung eines rechten Winkels nach dem Lehrsatz des Pythagoras, wie ihn viele frühmittelalterliche Gelehrte, Schriftsteller, Theologen und Staatsmänner beschreiben, indem sie sich eng an die Darstellung des Vitruv (Vorrede zum IX. Buch) halten. Zu ihnen gehören z. B. Cassiodorus (490–583), Sylvester II/Gerbert von Aurillac (940–1003), Boethius (480–524), Isidor von Sevilla (570–636), vor allem aber Hrabanus Maurus, Abt in Fulda (776–856).

Die Geometrie in der Baukunst diente, von rein technischen Zwecken abgesehen, den mittelalterlichen Bedürfnissen einer symbolhaften Auslegung göttlicher Wahrheiten. Mathematik und Geometrie waren im Mittelalter keine selbständige Sprache, sondern eher ein «Dialekt» (A. Gurjewitsch) der allumfassenden Sprache der christlichen Kultur. Die Zahl stellte ein wesentliches Element des ästhetischen Gedankens und ein sakrales Symbol, einen Gedanken Gottes dar. (Augustinus)

Literatur

- EIMER, M.: Zur Beurteilung der Hirsauer Säulenkapitelle. In: Aus dem Schwarzwald Jg. 41 (1933)
GREINER, K.: Hirsau, seine Geschichte und seine Ruinen 1962
HANFTMANN, B.: Die Benediktiner als Architekten . . . in: Studien und Mitteilg. zur Geschichte des Benediktinerordens. Neue Folge 17, 1930 I. und II. Heft Seite 229–263
HAUSE, EBERHARD: Die Geschichte der Kleinkomburg und das Bauen des Kapuzinerordens. Stuttgart 1974
HOFFMANN, WOLFBERNHARD: Hirsau und Hirsauer Bauschule. München 1950
KOTTMANN, ALBRECHT: Geheimnisse romanischer Bauten. Stuttgart 1971
LAUFFER, ALBERT: Die Martinskirche in Neckartailfingen. 2. verb. u. erweit. Aufl. N.-T. 1968
LINK, OTTO: Vom mittelalterl. Mönchstum und seinen Bauten in Württ. Stuttgart 1953
METTLER, ADOLF: Mittelalterliche Klosterkirchen der Hirsauer und Zisterzienser in Württemberg 1927
PAULUS, E.: Kunstdenkm. Königreich Württ. 1. Schwarzwaldkreis 1897
ROHRBERG, ERWIN: St. Ägidius (Kleinkomburg) und das Antependium in Großkomburg. In: Der Haalquell. Blätter für Heimatkunde des Haller Landes. 25. Jg. Januar 1973 Nr. 1 S. 1–3 (Beilage zum Haller Tagblatt)
ROHRBERG, ERWIN: Kleinkomburg. Unveröffentl. Manuskript 1968 (27 masch. geschr. Seiten und zahlr. Zeichnungen)
SCHMIDT, ERICH: Baugeschichte der St.-Aurelius-Kirche in Hirsau. In: Darstellungen aus der Württ. Geschichte Bd. 35 (1950)

Zur Altstadtsatzung der Allgäu-Städte Isny, Leutkirch und Wangen*

Richard Espenschied

Im Oktober 1981 erntete die Isnyer Altstadt zweierlei: Der Gemeinderat beschloß baurechtlich eine Altstadtsatzung, wortgleich mit den Städten Leutkirch und Wangen, nachdem zwischen den drei Städten in Sachen Stadtbild ein Erfahrungsaustausch vorhergegangen war. Und dem Hause Rothermel am Isnyer Roßmarkt wurde der «Peter Haag-Preis» des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zuerkannt.

*Aus mündlichem Vortrag hervorgegangene Anmerkungen eines frühen Befürworters der Altstadtsatzung.

In alten Mauern ein junges Haus, das hatten sich die Rothermels geschaffen; und sie schufen somit ein Bild, dem die Roßmarkt-Häuser nachzueifern beginnen. Nun geht vor dem Vor-Bild, so hat irgendwer gemeint, das Vor-Leiden vor sich. Denn so ein Haus – dies gilt m. W. für alle Peter Haag-Preisträger – erstet weniger dank Kapitalkraft als vermöge menschlicher Kraft – zahlungskräftige Zweifler mögen's durchprobieren. Nichts ohne Opfer.

Jenes Haus nannte sich zuvor nach einem einstigen

Besitzer namens Biart, welcher auf die Fassade ringsum einen hintersinnig dunklen Spruch gepinselt hatte; sechs Zeilen, deren Stichwörter dazu anregen, besagte Allgäuer Altstadtsatzung nachdenklich durchzublättern. Auf die Südfront seines Hauses setzte der starke Verseschmied die markanten Worte:

Solange fest steht Grat und Grund

Also rechnete er (siehe sein Wörtchen *solange*) doch nur mit einem befristeten Feststehen. Unbefristet wird auch unsere Altstadtsatzung nicht gelten. Sie, die dem Leser Seite um Seite das Orts-Bild, die Stadt-Gestalt auf die Seele bindet, weiß das natürlicherweise. Biarts Fassaden-Verse sind bereits verschwunden, fast vergessen. Was bleibt? Bilder und Gestalten werden nicht überdauern, bestenfalls Werte. Bleibt zu hoffen, daß die Satzung dauerhafter sein wird als nostalgische Woge und Antik-Mode. Gottlob steht heute in Isny wenigstens eines fest: die Umgrenzung der baurechtlich strengen «Zone A», nämlich der Mauerring. Der steht erstaunlicherweise noch. – Die nächste Zeile lautet:

Stürzt brandend auch das Alte

Dies mag sich wohl auf die ebenso erstaunliche Tatsache beziehen, daß besagtes Haus am Roßmarkt den Stadtbrand von 1631 überstanden hat. Daß es auch die Wirtschaftswunderzeit überstehen werde, ahnte dies Herr Biart? Oder ahnte er nicht, daß im Allgäu das jährliche Bruttosozialprodukt und somit der Bruttosozialschaden nur mit mäßiger Wachstumsrate vorrücken werde?

Bleib fest, bleib fest, du grauer Bund

Man könnte meinen, dieser beschwörende Appell wende sich an altersgraue Zeitgenossen, an solche, die nicht vorwärtsschauen mögen. Alter Leute Wunsch ist es ja immerzu gewesen, zumindest ein bisschen was Altes festzuhalten – entgegen dem uralten Wunsch der Junioren, Altes zu stürzen. Jung und alt leben in der Stadt beisammen, das geht auch heutzutage. Der junge Festredner am Peter Haag-Tag in Isny, Frank Werner, erwähnte freundlich die Idee, eine Baulichkeit, welche eben in die Jahre gekommen sei, mal natürlich altern – und fallen – zu lassen. Von «Stadt-Erneuerung» sprechen hingegen all jene, die an «Alterung» nur ungern denken, um dann aber in der Altstadtsatzung zu dekretieren: *Die Farbgebung ist entsprechend dem historischen Befund vorzunehmen* (§ 17). Auf welch ein Altersgrau wird da

der Bauherr festgenagelt? Nicht ein jeder ist farbenblind.

Ganz so ernst meint das die Satzung nicht, denn sie läßt den historischen Befund in ihrem Vorwort (unter dem Titel «Begründung und Abwägung») links liegen, wenn sie sagt, *daß eine konzentrierte Anwendung dieser Bauvorschriften zu einer Verbesserung der Wohnqualität und Stabilisierung der Siedlungsstruktur führt*. Welch stolzer Satz in diesem Jahrzehnt, wo die Einheimischen ihre Stadtkerne evakuieren! Und dennoch, wie wir Isnyer sehen, ein wahrgewordener Satz.

Architektur, so sagte die Zunft eine Zeitlang, sei der Versuch, Häuser funktionell zweckmäßig herzustellen, Wohn-Maschinen, autogerechte Städte. Architektur, so sagt Bloch einmal, sei der Versuch, menschliche Heimat herzustellen. Hie Heimat, dort Maschinen. Wer hat nun recht – was läßt sich realiter herstellen? Geht es um Heimat, so hat die sanfte Flut der Sanierungssubventionen wenig Belang. Und käme der Denkmalschutz bald an einer Klippe in wirkliche Gefahr, an der «Geldfrage», wie der Präsident des Landesdenkmalamtes in Isny andeutete, so täte es in erster Linie not, kapitalkräftige Bauherren in die Stadtkerne zu locken. Der Isnyer, der alle Tage den Bundespost-Neubau in der Altstadt sieht, schaut solches anders an. Eben ein Kapitalist wird sich wohl besonders erfolgreich dagegen sträuben, auf Werbeanlagen (§ 18), auf sprossenlose Fenster (§ 13), auf Verkleidungen (§ 11) zu verzichten.

Nun aber, ob sie Geld hat oder keins, ist keiner Stadt gleichgültig; auch Isny braucht anstatt Asphalt noch einiges teures Kopfsteinpflaster, teure Holz- statt Metalltüren, teure Stellplätze. Nichts ohne Opfer. Momentan hat Historie Konjunktur; Fachwerk, derzeit in Publikumsgunst, kreuzt und quert schon fast allzuviele Fassaden. Doch trotz aller Konjunktur ist der Plan des Wangener Ex-Landrats Walter Münch, Ausbildungsstätten für Bauhandwerker in die Altstädte zu ziehen – z. B. nach Isny eine Stukkateurschule –, Träumerei geblieben.

An der Ostfront seines Hauses wünschte Biart:

Und Freiheit in dir walte

Freiheit also drinnen im privaten Raum. Für den öffentlichen Raum, seufzt die Altstadtsatzung im Vorwort, sei ihr Vorsatz *auf freiwilliger Basis nur sehr schwer zu erreichen*; die Satzung solle vor der Rücksichtslosigkeit Einzelner schützen, zürnt die Präambel ganz unverblümt. Gut so. Denn den Isnyern – und wohl auch anderen – braucht niemand ausdrücklich die neuesten Beispiele für bauherrliche Rücksichts-

losigkeit bei Umbau und Abbruch aufzuzählen; schon in guter alter Zeit war es bei uns so Sitte, sich Freiheiten zu nehmen oder herauszunehmen. Man erinnere sich in unserem herrlichen Rathaus an dessen einstigen Bauherrn: Selbiger Herr hat vor 300 Jahren in der Isnher Nikolaikirche, damit dort seine rundlich werdende Gattin bequemer sitzen könne, eine Säule derart ausgiebig aushöhlen lassen, daß schließlich Dachstuhl und Empore einstürzten.

Die Moral von so einer Geschichte kennt jeder: Ohne Ordnung höhlt Freiheit sich selber aus. Und – ohne Freiheit erstickt Ordnung sich selber. Beides kostet Kraft. Muß der Freie eben mit der Ordnung leben, so der Ordner eben mit der Freiheit.

Man kann die Gegensätze «Individualität contra Gemeinschaft» Polarität nennen oder auch sonstwie. Ein Exempel dafür schreibt – wohl ungewollt – die Satzung in § 4–5 nieder, denn nach § 4, der mit den Worten endet *Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Dachlandschaft*, beginnt § 5 so: *Benachbarte Baukörper sollen sich . . . voneinander abheben*.

Nach § 22, der die «Ordnungswidrigkeiten» regelt, bleibt glücklicherweise der Paragraph «Freiheitswidrigkeiten» ungeschrieben. Doch über die Bürgerrechte kann unsereiner bei der Lektüre solch einer Satzung in Zweifel fallen: Werden dem Beschauer eines altstädtischen Hauses mehr Vorrechte eingeräumt als dem Bewohner? Dieser darf nicht einmal Fahnen für Werbezwecke wehen lassen (§ 18,7). Versteckt kann er seine Freiheiten ausleben, aber ja nicht fürs Auge; es sind z. B. liegende Dachfenster nur statthaft, *wenn sie vom öffentlichen Verkehrsraum nicht sichtbar sind* (§ 8,6). Ein bisschen schwerer tut sich da der kleine Mann, das kleine Haus mit seiner Schauseite, denn *Je größer das Haus, je größer der Schein*, so spottete schon unser Landsmann Abraham a Sancta Clara über Bau-Unsitten in Wien. Schon damals waren Gestaltungs Konflikte an der Tagesordnung.

Heute sind die Freiheiten meist maximiert; Mitbestimmung wird großgeschrieben. Und in der Bürgeranhörung der drei Allgäustädte vom 19. 8. 1981 wurden die Bürgerpflichten sorgsam *gegen den Anspruch auf freie Entfaltung der Persönlichkeit* abgewogen; und dann wurde im Vorwort der Stab gebrochen: *Sozialbindung des Eigentums beinhaltet, daß Kulturfürsorge einzelnen aufgelastet werden kann*.

Wer lastet nun solches dem einzelnen auf, beispielsweise bei Gestaltungs Konflikten hinsichtlich Freileitungen, Antennen oder Anlagen zur Nutzung der Sonnen- und Umweltenergie (§ 10)? Tun dies Amtmänner? Gutachter? Gegengutachter? Verwaltungsrichter? – Nicht so sehr gerne hatte Biart die vorletzte Zeile an sein Haus geschrieben:

Wohl haben Herrn den Bund erdacht

Welch einen Bund, wer weiß das? Eine Altstadtsatzung meinte er gewiß nicht.

Ob diese im Büro erdacht worden ist, wer weiß nun das? Im Satzungsvorwort wird – man merke sich dieses – zugesagt, daß durch ihren Erlaß *kein erhöhter Personalaufwand* entstehen werde.

Seien wir nicht boshaft: die Satzung atmet keine Büroluft. Zuallermindest ist einer der Satzungs Väter, der Wangener Oberbürgermeister Jörg Leist, altstädtische Straßen auf- und abgegangen, und er hat dann anläßlich der Satzungsberatungen in seinen Dias auch ein Haus gezeigt mit der Aufschrift: *Gott schütz' dies Haus vor Not und Feuer, vor Planung, auch vor neuer Steuer . . .*

Nach der Aufstellung von «Denkmallisten» hatten etliche Altstädter zu ihrem Erschrecken erfahren, daß sie über Nacht verplant worden waren; man hatte sie zu Denkmalsbesitzern ernannt. Übrigens erschrecken nicht alle Untertanen; einige andere hatten sich schon lange so etwas gewünscht, nämlich künftig als Subventionäre zu leben.

Was und wieviel von oben her wächst, das weiß auch die Obrigkeit. Wenig, nein gar nichts. Aller Wuchs kommt letztlich von unten.

Bürger und Behörde, so sagte Isnys Bürgermeister Hubert Benk zum Peter Haag-Preis, würden nicht ganz von selbst die *gleiche Wellenlänge* finden; auf was es ankomme, das sei das wechselseitige Vertrauen. Gewiß. Dinge zu verheimlichen, Druck auf den Partner auszuüben, das sind gerade in Altstadtkonflikten allzu altbackene Verhaltensweisen. Nehmen wir an, daß ein Rathaus Rat ehrlich gibt und solchen annimmt. Bürger und Behörde sind bei jenen Satzungsberatungen in Sachen «Ziegeldachdeckung» einander entgegengekommen. Wenn's gut geht, trägt der eine sein Fachwissen, der andere lokale Sachkenntnis bei. Schön wär's wohl, wenn die «Altstadtfibel», die demnächst aus Leutkirch kommen soll, künftige Konflikte vorab zu klären wüßte. Doch, daß – trotz allem Papier – mitbürgerliche Spannungen durchzustehen sein werden, das sollte niemand «unschön» nennen.

Zu guter Letzt ein Abweg. Denn den Städter stößt Biarts trotzige Schlußzeile vor den Kopf:

Doch Bauernblut gibt ihm die Macht!

Welch vorgestriger Spruch! Vor Biart mögen noch Ackerbürger in der Stadt gehaust haben (einer von ihnen übrigens auch in seinem Hause).

Stauben wir den Spruch ein wenig ab, so gewinnt der Stadt-Land-Disput neue Aktualität heutzutage,

wo die Gemeindereform dem *Bauernblut* gar nicht so wenig Macht an Stadtrats-Tischen gegeben hat. Das alte Versle *Bürger und Bauer – dazwischen die Mauer*, hat es sich in Isny, Leutkirch, Wangen wirklich überlebt? Noch immer ist städtische Tradition anders als ländliche.

Sowieso gibt es darüber, was erhaltenswürdig sei, genug geteilte Meinung. § 3 nennt dazu zwei recht unterschiedliche Kriterien: einerseits Anlagen von geschichtlicher, andererseits Anlagen von künstlerischer Bedeutung. Wer von draußen kommt, erkennt nur das letztere, das schönste Haus, den schönsten Platz.

Draußen auf dem Land, dieser Heimat des Bauern, dieser Nutzfläche des Bauern, geraten Herz und Kopf besonders spürbar in Zweifel – Fortschritt hin, Tradition her, und umgekehrt. Vielleicht belehrt dies Hin und Her uns alle, besonnen abzuwägen und nicht einfach unsere Zukunft in der Vergangenheit zu suchen.

Laßt uns Denk-Mäler, bauliche Urkunden der Ortsgeschichte nur insoweit konservieren, daß sich dort wieder neue Ortsgeschichte entfalten kann!

Unsere Häuser, Straßen, Plätze sollten sich in unserer und in jeder künftigen Gegenwart für ein neues Zuhause, für ein neues Begegnen eignen.

Wanderungen in die Vergangenheit (10): Wolfgang Irtenkauf Das Kaiserliche Hofgericht zu Rottweil

Das gibt es kaum einmal anderswo: Mitten in der Stadt, neben der vielbefahrenen Bundesstraße 14 und einem dort abzweigenden Autobahnzubringer, steht neben der Bushaltestelle in einem kleinen Park ein steinerner, langsam durch Witterung und Abgase verwitternder Stuhl. Er, bzw. das Original davon, das sich im Heimatmuseum Rottweil befindet, war einst im wahrsten Sinne des Wortes der «Amtsitz» des Hofrichters, eines ausschließlich aus adeligen Familien bestellten Mannes, der in der juristischen Hierarchie höchstes Ansehen genoß. Da die Familie der Grafen von Sulz jahrhundertlang «erb-

lich» dieses Amt bekleidete, hängt auch ein Teil der Geschichte des oberen Neckartales daran.

Das Kaiserliche Hofgericht in Rottweil könnte man, wenn man juristische Feinheiten beiseiteschiebt, in seinem Rang (also nicht seiner Aufgabe nach) mit dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe vergleichen, war doch in Rottweil durch ein halbes Jahrtausend das oberste Gericht des Deutschen Reiches ansässig – so jedenfalls wollte es sich verstanden wissen. Rottweil war als Stadt dafür prädestiniert, da auf die bedeutende Römersiedlung Arae Flaviae im 8. Jahrhundert die Anlage eines Königs-

Konrad III. überreicht den Rottweiler Abgesandten die Hofgerichtsordnung – nach einer (farbigen) Abbildung auf der Handschrift der Gerichtsordnung von ca. 1435.



hofes folgte, der von den deutschen Königen und Kaisern häufig besucht wurde. Vom 11. Jahrhundert an war Rottweil ein Hauptort Schwabens mit hoher Gerichtsbarkeit.

Darauf geht auch die Gründungssage des Hofgerichts ein, die den aus dem Stauferhaus stammenden König Konrad III. (reg. 1138–1152) im Jahre 1146 das Hofgericht einsetzen läßt. Damit käme man zeitgleich mit der Verlegung des alten Markts an die neue Stätte um 1140. Bildliche Darstellungen späterer Zeiten lassen diese Sage immer wieder aufleben, indem sie Konrad III. zeigen, der den Abgesandten der Stadt Rottweil die Hofgerichtsordnung überreicht.

Ursprünglich Landgericht, wurde das Hofgericht dann des «hailigen Reichs oberstes Gericht», dessen Zuständigkeit sich über Schwaben, Elsaß, Rheinfranken (bis Köln), Ostfranken (bis an den Thüringer Wald) und bis 1500 auch über die Schweiz erstreckte. Dort übte der König die Gerichtsbarkeit aus (oder ließ sie ausüben). Da die Reisetätigkeit der Herrscher immer mehr zunahm, setzte man im Jahre 1235 einen ständigen Vertreter, den Reichshofrichter, ein, dem 13, später 8 Urteilssprecher zur Seite standen. Eine der wichtigsten Funktionen im ganzen Verfahren, die Niederschrift der Verhandlung (das «Protokoll»), war dem Hofgerichtsschreiber anvertraut, der oft zugleich Stadtschreiber von Rottweil war.

Schauen wir noch einen Augenblick in das Verfahren hinein, das, wenn es die Wetterlage zuließ, im Freien abgehalten wurde: Da gab es die Acht – der Missetäter wurde aus dem Rechtsverband ausgeschlossen, konnte aber begnadigt werden. Rückfällige kamen in die Aberacht, die keine Lösung von der Acht mehr zuließ. Es ging somit nicht nur um Lappalien, die hier verhandelt wurden, sondern es konnte ein Angeklagter durchaus als Vogelfreier aus dem Verfahren herauskommen.

Was zu Rottweils Aufkommen am meisten beygetragen, ist das allhier etablierte kaiserliche Hofgericht, so sah es ein Betrachter um 1750. Und da war das Hofgericht schon beinahe an seinem Ende angelangt. Die Schuld für den Niedergang sieht man in drei Punkten: Einmal setzte der Kaiser Ende des 15. Jahrhunderts ein Kammergericht, das spätere Reichskammergericht, ein, das bis 1802 in Wetzlar tagte (und durch Goethe ja Weltberühmtheit gewonnen hat); dann witterten protestantische Stände, die katholisch gebliebenen Hofrichter könnten nicht mehr unvoreingenommen richten, und schließlich nahmen die Rechtsfälle zu, weshalb das Hofgericht als

besonders langsam in der Rechtsprechung galt. (Und wir wundern uns, wenn Prozesse vergleichbarer Art heute Jahre dauern!) Immerhin: Erst 1784 wurden seine Pforten geschlossen.

Sieht man Sebastian Münsters Abbildung (in seiner Kosmographie) an, so erkennt man einen mehrstöckigen Gerichtsbau, zu dem man über eine ausladende Freitreppe gelangt. Eine königliche Pfalz mag dem Schöpfer dieses Bildes vorgeschwebt haben, welches das Hofgericht sozusagen in seiner ganzen Glorie demonstrieren will. Dort aber, manchmal auch unter freiem Himmel, wurde das Gesetz angewendet, das – nach einem Spruchband über einer Abbildung – das höchste Wohl des Volkes sein soll(te).

Vom steinernen Stuhl mag uns der Weg durch die so vergangenheitsbehaftete alte Reichsstadt zum Heimatmuseum führen, wo wir das Original des Stuhls besichtigen können. Doch nicht nur dieser erinnert an das Hofgericht. Auch eine Hofgerichtsscheibe aus dem 16. und das Ölgemälde des Johann Achert aus dem Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert bezeugen das Gericht. In einer Vitrine liegen die ältesten Drucke der Hofgerichtsordnung. Diese regelte auf sehr detaillierte Art und Weise die Verfahrensgänge vor dem Gericht. Ursprünglich war diese Gerichtsordnung nur auserwählten Personen zugänglich, weshalb die «Ur»-Handschrift, das sog. Rote Buch, auch mit Schloß und Schlüssel versehen wurde, was ja für ein Buch an und für sich ungewöhnlich ist. Durch eine Kette von Indiskretionen kam der schwäbische Buchdrucker Johann Grüninger in Straßburg an den Text, druckte ihn 1523 nach, und seither kannte man den Inhalt der Hofgerichtsordnung. Genau 50 Jahre später wurde er durch eine revidierte Fassung ersetzt, die von Kaiser Maximilian II. privilegiert wurde. Gerade in diesem Sommer 1982 wird in Rottweil eine Ausstellung veranstaltet, die den oft recht verschlungenen Pfaden dieser Überlieferung nachgeht.

Man sollte sich in Rottweil Zeit, viel Zeit lassen und die Stadt anschauen, die durch dieses Hofgericht auch baulich geprägt wurde, denn die Hofrichterfamilien bauten sich dort ihre Häuser. Und man sollte neben Kirchen, Klöstern, Türmen und Kunstsammlungen auch die Lorengasse aufsuchen, wohin im Jahre 1980 der Peter Haag-Preis des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES verliehen wurde. Hat man dies alles gesehen, dann hat man eine kleine Ahnung von der reichen Vergangenheit dieser Stadt bekommen.

Geislinger Elfenbeinwaren im 18. Jahrhundert *Arnold Vatter*

Die Arbeiten der Familie Knoll

Jahrhundertlang waren die Beindrehslerei und die Elfenbeinschnitzerei in Geislingen blühende Gewerbe, die in vielen Dutzenden von Betrieben ausgeübt wurden und deren Erzeugnisse weit über Geislingens Grenzen hinaus bekannt waren.

Über die Entstehung der beiden Gewerbe in der Fünftälerstadt ist nichts Genaueres bekannt. In mündlichen Berichten wird erwähnt, daß die Elfenbeinverarbeitung in früherer Zeit durch Vertriebene aus der Abtei Berchtesgaden eingeführt worden sei. Der erste dem Namen nach bekannte Elfenbeinschnitzer war Elias Resch (1580–1609), dessen Bildnis aus dem Jahre 1603 im Geislinger Heimatmuseum ausgestellt ist.

Einen Höhepunkt erreichte die Geislinger Elfenbeinschnitzerei im 18. Jahrhundert durch die Schöpfungen der Familie Knoll in mehreren Generationen. Hier trat zunächst Wilhelm Benoni Knoll auf, der als Kunstdrechsler bezeichnet wurde. Er schuf ein größeres Werk über die Leidensgeschichte Christi mit dem Ölberg in Gethsemane. Die Arbeit wurde in deutschen Städten, in der Schweiz, in Italien, Holland und England ausgestellt, bis sie schließlich sehr teuer nach England verkauft wurde, wie es in «Weyermanns Nachrichten von Gelehrten und Künstlern aus Ulm» heißt. Es dürfte schwer, wenn nicht gar unmöglich sein, das Schicksal des Kunstwerks nachzuweisen. Wilhelm Benoni starb 1764 in Geislingen. Einer seiner Schüler mit Namen Müller, ebenfalls aus Geislingen, lebte später in Potsdam, wo weitere Werke aus seiner Werkstatt entstanden.

Der Sohn Wilhelm Benonis war der größte Künstler der Geislinger Schule Knoll. Er erlernte die Schnitzerei bei seinem Vater und schuf 1769 im Alter von 29 Jahren eine reich verzierte Kette mit 19 Bildern der Könige und Kaiser aus dem Haus Habsburg. Die Porträts sind halb erhaben nach Wachsabdrücken gefertigt worden. Das Gesamtwerk ist – beeinflusst durch die damalige Kunstrichtung des Barock – phantasie reich geschmückt mit allegorischen Figuren. Unter den scharfen Schnitzmessern entstanden zierliche Reiher, Schwäne und auch Fanfarenbläser sowie eine schreibende Putte, die im Buch der Geschichte die habsburgische Zeit verewigt. Eine elegant schwebende Frau symbolisiert das Gewerbe. Als beherrschendes Mittelstück der ganzen Komposition fällt der habsburgische Doppeladler unter einer Krone auf. Darüber befindet sich ein ordensartiges Emblem mit zahlreichen subtil ausgearbeiteten

Strahlen. Die Folge der habsburgischen Herrscher wird durch Blütenzweige verbunden, die um Kaiser Karl einen Kreis bilden und nach oben in Viertelbogen auslaufen, um noch zwei besonders hervorgehobene Halbreife von Franz und Joseph II. zu unterstreichen. Als Unterlage der dreiteiligen Arbeit diente schwarzer Samt.

Die Harmonie der ganzen Arbeit ist bewundernswert. Durch Erbschaft kam das Werk nach Nürnberg, wo es schließlich als Ausstellungsstück in das Germanische Nationalmuseum gelangt ist. Leider ist es hier nach einer Mitteilung einer Kustodin durch Kriegseinwirkung verlorengegangen. Der Verlust muß sehr bedauert werden und wird nur dadurch etwas gemildert, daß O. Pelka in seinem Buch «Elfenbein», das 1920 in Berlin erschienen ist, ein gutes Kunstblatt mit dem Knollschen Hauptwerk veröffentlicht hat. Wie lange der Künstler an diesem Werk gearbeitet hat, ist nicht bekannt. Es dürften aber viele Monate gewesen sein.

Michael Knoll hat, wie der Reiseschriftsteller Christoph Friedrich Nicolai aus Berlin erwähnt, ein Verzeichnis Geislinger Kunstwerke mit Preisangaben veröffentlicht. Ob diese Arbeit noch existiert, ist mir nicht bekannt geworden.

Über die Vielseitigkeit des Künstlers Knoll kann man nur staunen. Mehr als 20 Jahre lang war er Stadtschultheiß von Geislingen. Als solcher gab er auch detaillierte Anregungen über die Gestaltung der Geislinger Umgebung. Als Geometer hat er die ganze Markung mit den umliegenden Siedlungen vermessen. Der Rat der Stadt Ulm, der als oberste reichsstädtische Behörde die Hoheitsrechte in Geislingen ausübte, übertrug ihm 1793 die Aufgabe, die neu zu gründende Siedlung Oberböhringen zu planen und zu vermessen. Er hat die Aufgabe vorbildlich gelöst, und nach kurzer Zeit konnten rund 20 Siedler aus dem Dorf Unterböhringen auf dem Michelsberg sesshaft werden. Das Ziel bestand darin, die heideartige, wacholderbestandene Fläche zu kultivieren, um Ackerland zu gewinnen. Bislang konnte sie nur als Schafweide genutzt werden. Die Erschließung war wegen der miserablen Zugangsstraßen und -wege sehr erschwert. Nur von Altstadt führte eine Steige hinauf, die in ihrem Mittelstück so steil und von Felspartien durchsetzt war, daß Fahrzeuge nur mit größter Mühe und geringer Last den Anstieg überwinden konnten. Der Höhenunterschied betrug immerhin 350 Meter. Der Zustand hat bis 1917 angehalten, bis endlich eine nor-

mal ansteigende Straße nach den Entwürfen von Baurat Hans Vatter gebaut wurde. Vom Mutterdorf Unterböhringen wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg eine weitere Steige eingerichtet.

Knolls Sohn Johann Friedrich setzte die Arbeit seines Vaters als Beinschnitzer, Feldmesser und Bürgermeister fort und seine Geschicklichkeit wurde allgemein anerkannt. Die Reichsstadtherrlichkeit Ulms ging zu Ende und über Zwischenlösungen kamen dann Stadt und Oberamt Geislingen zum Königreich Württemberg.

Johann Friedrichs Sohn, der wiederum auf den Namen Michael Knoll getauft wurde, kam 1805 zur Welt. Er widmete sich nur anfangs dem überkommenen Beruf, entschloß sich aber, Straßen- und Eisenbahnbauer zu werden. Schon früh wurde er mit dem bekannten Techniker Karl von Etzel bekannt, in dessen Privatschule er eine umfassende technische Ausbildung erfuhr. Staatliche Technikerschulen gab es damals noch nicht, und es dauerte noch beinahe ein Jahrzehnt, bis die Polytechnische Schule in Stuttgart gegründet wurde. Knolls berühmteste Leistung war die Planung und Bauausführung der Geislinger Steige, die er ohne Zahnradbetrieb mit einer Maximalsteigung von 1:44,5 trotz der Bedenken vieler Fachkollegen durchsetzen konnte. Damit meisterte er das schwierigste Teilstück der Hauptbahn von Stuttgart nach Ulm.

Zu Unrecht wurde befürchtet, daß mit dem Auslaufen des 18. Jahrhunderts die Elfenbeinschnitzerei zu Ende gegangen sei. Der Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart schrieb im Jahre 1791: *Geislingen, eine durch seine Künstler weit bekannte Stadt, versinkt allmählich in trauriger dumpfer Armut. Ein Nahrungszweig verdorrt nach dem anderen; und die Drechslerkunst, die daselbst groß anfang, beschäftigt sich nur noch mit Spielwerk für den Hof des Kaisers in Liliput, womit sich die Drehermädchen den durchreisenden Fremden aufdrängen. Viele Bewohner verlassen den Ort ganz und gar und siedeln sich in Polen und Ungarn an. Traurige Folgen der Regierungsverfassung der meisten deutschen Reichsstädte, die das heilige Wort frei mit Unrecht an ihrer Stirn tragen.* Schubart sah hier allzu schwarz, denn 1780 gab es in Geislingen 36 Drechslermeister mit vielen Gesellen und 1812 zählte die Zunft immer noch 32 Meister mit kaum gesunkener Gesellenzahl. Durch Ausstellungen waren die «Geislinger Waren» in Frankfurt und Leipzig international bekannt geworden. So setzte ein Strom von Besuchern und Reisenden nach Geislingen ein, von denen einige ihre Eindrücke in vielgelesenen Werken niederlegten. Einen besonderen Ruf genoß der aus Salzwedel gebürtige Philipp Wilhelm Gercken, der als Historiker schon einen guten Namen hatte. Er kam nach

Aufenthalten in Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart 1778 nach Göppingen und von dort auf den Hohenstaufen. Dann wanderte er in einigen Stunden nach Geislingen; er schilderte nach einem längeren Verweilen die Geislinger als besonders fleißig und künstlerisch begabt.

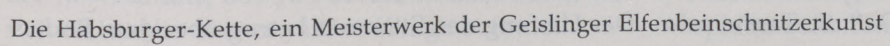
Im darauffolgenden Jahr erschien der Karlsruher Professor Sander und ließ sich sagen, daß in dem Städtchen 80 Kunstdrechsler lebten, und fährt fort, daß der Ort ein Beweis dafür sei, daß in rauen und unfruchtbaren Gegenden die Industrie blühen und Künstler sich entwickeln können. Auch er erwähnt, *daß in Geislingen die Waren von Frauen und Kindern den durchreisenden Fremden angeboten werden und daß übereinstimmend berichtet werde, es sei schwer, der Beredsamkeit der Geislinger Schönen zu entgehen.*

Einige Jahrzehnte später berichtet der aus Süßen im Jahre 1849 ausgewanderte Jakob Bausch, daß die USA doch nicht das gepriesene Paradies auf Erden seien. Er mußte lange Zeit in Not leben und kurzfristig in untergeordneten Berufen tätig werden. Dann gelang es ihm, die einst erlernte Brillenfabrikation aufzunehmen, aber zu jeder Erweiterung des Handwerksbetriebes fehlten die Mittel. Schließlich kam er auf die Idee, Geislinger Elfenbeinwaren kommen zu lassen und später selbst nach Deutschland zu reisen und solche zu erwerben. Der Verkauf schlug so gut ein, daß er bescheidene Mittel in die Hand bekam. Diese Waren bildeten indirekt den Grundstock für die spätere Weltfirma Bausch & Lomb (Optische Werke), die zu Anfang dieses Jahrhunderts über 8000 Arbeiter in Rochester und in einigen Filialbetrieben beschäftigten.

In Geislingen blühte die Elfenbeinschnitzerei nach wie vor. Im Jahre 1925 gab es in Geislingen noch mindestens 20 Meister mit ebensovielen Gesellen, die aber später stark dezimiert wurden. Einige versuchten ihren Absatz dadurch zu heben, daß sie in Seebädern der Nord- und Ostsee eigene Verkaufsläden errichteten und dort mit ihren Angehörigen während der Sommermonate ihre «Geislinger Waren» anboten. Aber auch heute leben in Geislingen noch einige Künstler, die ausgereifte Schöpfungen kreieren.

Literatur

- PHIL. WILHELM GERCKEN: Reise durch Schwaben und Bayern. Stendal 1733.
ALBRECHT WEYERMANN: Nachrichten von Gelehrten und Künstlern aus Ulm. 2 Bände 1790.
O. PELKA: Elfenbein. Berlin 1920.
Geschichtliche Mitteilungen von Geislingen und Umgebung (Helfenstein). Geislingen, Hefte 13, 16 und 18. Verlag der Geislinger Zeitung, C. Maurer.



In Presse, Rundfunk und Fernsehen war in letzter Zeit immer wieder vom Tannensterben die Rede. Ist die Tanne wirklich eine verlorene Baumart? Was verursacht den Rückgang der Tanne? Hat die Tanne eine Krankheit, die zu ihrem Aussterben führt? Keine dieser Fragen kann eindeutig beantwortet werden. Das Tannensterben ist schon seit dem 16. Jahrhundert bekannt. Einen starken Rückgang der Tannenfläche in Mitteleuropa können wir jedoch erst im 20. Jahrhundert feststellen. Trotzdem ist das Tannensterben eine zeitlich und räumlich begrenzte Erscheinung, die selbst in Gebieten mit jahrhundertlangen Krankheitserscheinungen – von Ausnahmen abgesehen – nicht zum völligen Ausfall der Tanne geführt hat, im Gegensatz zum Ulmensterben.

Folgende Faktoren haben im Schwäbischen Wald zum Rückgang der Tannenverbreitung beigetragen: Überhöhte Wildbestände, die Trockenjahre 1911, 1921, 1947 und sich häufende Trockenperioden seit 1959 (1959, 1971, 1972, 1976), extreme Winterkälte 1928/29, 1941/42 und besonders der extrem kalte Februar 1956 nach einem vorausgegangenen milden Januar, ungeeignete waldbauliche Maßnahmen bei Verjüngung und Bestandspflege. Immissionsschäden – vor allem durch Schwefeldioxyd – sind bisher nur lokal begrenzt aufgetreten. Wurzelerkrankungen, Insekten- und Pilzschäden sowie Viruserkrankungen sind von sekundärer Bedeutung, die sich nur an bereits geschwächten Bäumen stärker ausgewirkt haben.

Der Landesforstverwaltung ist es durch starke Reduzierung der Schalenwildbestände – zumindest im Staatswald – nach dem Kriege gelungen, den Tannenanteil in den jüngeren Beständen stark zu heben, was nicht nur für den Wanderer eine Bereicherung darstellt, sondern auch für die Erhaltung der Leistungskraft der Böden im Schwäbisch-Fränkischen Wald von größter Bedeutung ist. Der 1979 zum Naturpark erklärte «Kleine Schwarzwald», wie er im Volksmund heißt, gehört im wesentlichen zur regionalen Pflanzengesellschaft des paenemontanen Buchen-Tannenwald. Erhaltung, Schutz und Pflege von Tannen-Fichten-Buchenmischwäldern, denen örtlich anstelle der Fichte auch Forche und Lärche beigemischt sein können (Abb.), bildet die Voraussetzung für ideale Erholungswälder. Der Schutz der hervorragend schönen Landschaft des Schwäbischen Waldes hängt untrennbar mit der Erhaltung der Tanne zusammen. Daß die Tanne sehr

alt wird und auch die größten Wuchsleistungen zu erbringen in der Lage ist, soll nachstehend die Geschichte einiger Tannenbäume belegen. Exkursionsberichten von Professor Dr. Gwinner aus Hohenheim 1835, 1836 und 1853 entnehmen wir die Beschreibung folgender Weißtannen:

Der Palmbaum auf dem Mainhardter Wald

«Vor ungefähr 80 Jahren (etwa um 1760) verkaufte der damalige herzogliche Oberforstmeister Frhr. v. Palm zu Kochersteinsfeld in dem zur Hut (Revier) Mönchsberg – heute Staatswald Murrhardt – gehörigen Wald Schönthal (auf dem rechten Ufer des Rothflusses zwischen den Weilern Lämmersbach – heute Liemersbach – und Schönbronn gelegen) mehreres Holz auf dem Stock. Unter den ausgetobenen Stämmen befand sich eine Weißtanne, welche sich vor allen übrigen durch ihre Länge und seltenen gleichförmigen Wuchs auszeichnete und für die Summe von 11 fl. zum Kauf angeboten wurde. Es zeigte sich jedoch um diesen Preis kein Liebhaber, weshalb der Oberforstmeister erklärte, daß dieser schöne Stamm nun gar nicht zum Verkauf kommen und von nun an seinen Namen führen solle. Ungefähr 70 Jahre lang blieb derselbe in üppigem Wuchse und strotzender Gesundheit als Krone seiner von der Natur weniger begünstigten Brüder und als Zierde der ganzen Gegend stehen, allgemein bekannt unter dem Namen Palmbaum, bis er im Jahre 1841 von Unbekannten (man vermutet von zur Rüge gebrachten Holzfrevlern) oberhalb des Wurzelstocks rings herum geschält wurde. Die nächste Folge war, daß die Krone dürr wurde; um wenigstens den Stamm in gesundem Zustand zur Nutzung zu bringen, fiel derselbe am 7. 12. 1842 unter den Händen der Holzhauer. Der Standort war ungefähr 1700 Fuß (ca. 480 m) über der Meeresfläche und 35 Fuß (10 m) über der Sohle einer 130–140 Fuß (37–40 m) tiefen Klinge, welche in das Rothtal gegen Norden ausläuft, während die Lage des ganzen 735 Morgen (1 Württ. Morgen = 31,51 Ar) begreifenden Schönthalwaldes einen von Osten nach Norden ziehenden Bergabhang bildet, aus Keuper und einem sandigen, sehr humusreichen Lehm Boden bestehend. Die nächste Umgebung des Palmbaumes war ein 40–50jähriges Buchen-Stangenholz, in welchem hin und wieder 150–200jährige Weißtannen vorkamen.

Der Umfang des Stammes betrug über dem Boden

seiner oberen Seite 18' (5,16 m); gemessen auf der oberen Seite bei 4' Höhe (1,15 m) und auf der unteren bei 9' Höhe (2,58 m) noch 13,9' (3,98 m), die ganze Länge des Stamms war 156' (45 m). Als Nutzholz wurde der Stamm auf 120' Länge (ca. 34 m) und 22' (63 cm Zopf) abgeschnitten, wobei sich, einschließlich der Rinde, ein Kubikinhalte von 1023' oder $10\frac{1}{4}$ Klafter ergab. Außer diesem wurde als Brennholz aufgemacht an Abfall- und Prügelholz $1\frac{1}{2}$ Klafter und an Reisachprügel $\frac{3}{4}$ Klft.; das Stockholz hat betragen 2 Klafter; im Ganzen $14\frac{1}{2}$ Klafter (ca. 34 Festmeter). An Reisachbüscheln wurden aufgebunden 39 Stück.

Der Gelderlös war folgender: aus dem Nutzholzstamm 93 fl., $1\frac{1}{2}$ Klft. Prügelholz à 5 fl. = 7 fl. 30 kr., $\frac{3}{4}$ Klft. Reisachprügel à 3 fl. = 2 fl. 15 kr., $\frac{3}{8}$ Klft. Reppelrinde à 32 kr. = 12 kr., 39 St. Wellen 56 kr., 2 Klft. Stockholz 5 fl. 24 kr., im Ganzen 109 fl. 17 kr. (109 Gulden, 17 Kreuzer).

Die Dimensionen der Kreisfläche auf dem untersten Abschnitt boten folgenden Zuwachs dar:

Vom 1.– 40. Lebensjahr	25 Linien
Vom 41.– 73. Lebensjahr	31 Linien
Vom 74.–140. Lebensjahr	115 Linien
Vom 141.–211. Lebensjahr	35 Linien
Im Ganzen	205 Linien

Der Stamm war vollständig gesund, nur auf dem Abschnitt ungefähr 1' vom Zentrum entfernt, fand sich auf der südöstlichen Seite eine 3" im Durchmesser haltende krebsartige oder brandige Stelle, jedoch unbeschadet der Brauchbarkeit des Stamms als Nutzholz, dessen Käufer der Holzhändler Dietrich von Berg war, welcher solchen in den Neckar und von da in den Rhein brachte.

Der Transport des Stamms vom Wald bis zur Landstraße in Mainhardt, auf eine Entfernung von nicht ganz 2 Stunden, beschäftigte mit kurzen Unterbrechungen mehrere Wochen hindurch ungefähr 50 Stück Zugvieh und 30 Personen, und soll sich der Kostenaufwand hierfür auf 600 – 800 fl. belaufen haben; daher auch der verhältnismäßig sehr geringe Erlös auf dem Stock.

Im Sommer 1835 wurde der Palmbaum von Prof. Gwinner mit den Forstzöglingen von Hohenheim in Begleitung des damaligen Oberförsters, jetzigen Forstraths Grafen von Üxküll, besucht. Ein Denkstein bezeichnet jetzt die Stelle, auf welcher einst der Palmbaum prangte.»

Die Gedenkstelle erreicht man heute am besten von der Rösersmühle aus zu Fuß 400 m talabwärts, wo sich rechts die obenerwähnte Klinge befindet.



Etwa gleichaltrige (110jährige) Mischung von Tanne, Buche und Lärche; im Hintergrund etwa 30jährige Tannen, hervorgegangen aus natürlicher Verjüngung. Foto: A. Weiss

Die Rübländer Tanne auf dem Welzheimer Wald

Die Tanne stand westlich Breitenfürst im Gewann Rübländer. In der alten Aufzeichnung ist darüber vermerkt:

«Diesen Stamm, 285 Jahre alt, riß der Sturm von Westen am 15. 2. 1833, Mittags, in der Mitte ab. Wurzelstockumfang $20\frac{1}{2}$ Fuß (5,87 m); unterer Durchmesser über dem Schrot 47 und 41, verglichen 44" (1,26 m); Schaftlänge 112 Fuß (32 m); oberer Durchmesser 23" (66 cm). 1 Block 13 Fuß lang (3,72 m), Durchm. 44–34" (1,26/0,97 m); 155 K' oder $1\frac{1}{2}$ Klafter (3,6 fm), Scheiterholz $4\frac{1}{2}$ Klafter, Abholz 2 Klft., Prügel 1 Klft., zus. 9 Klft. (ca. 21 fm); Totallänge 147 Fuß (42 m), Totalgewicht 530 Zentner, bewaldete Krone 77 Fuß (ca. 22 m Höhe) . . . Die Krone war ganz gesund – ein sprechender Beweis, wieviel Nahrungssäfte dem Nadelholz aus der Atmosphäre zukommen.»

«Am 7. Juni 1853 nahmen wir in Begleitung mehrerer Forstleute Augenschein von dem wenige Tage zuvor in dem Privatwald des Rosenwirths Kübler von Mettelberg im sogen. Untenwald an der Dosenklinge, Reviere Murrhardt, gefällten prachtvollen Baum. Seine ganze Länge betrug 170 Fuß (49 m). Bei 144 Fuß (41 m) war er durch den Fall abgebrochen und konnte auf diese ganze Länge, bei welcher er noch 15" (43 cm) Durchmesser hatte, als brauchbar zu Holländerholz erklärt werden. Der Zuwachsgang war von seltener Regelmäßigkeit. Der unterste Durchmesser betrug 44" ohne Rinde, auf Bruthöhe 40" (bei 72 Fuß 28", bei 85 Fuß 25"); bei 150 Fuß theilte er sich in 2 Äste. Der Gipfel war faul und kropfig. Kubikinhalte ohne Äste 967' (ca. 23 fm). Das Erzeugniß an Holz und Reisach vom Abbruch an füllte vier vierspannige Ochsenwagen. . . . Die Rinde über dem Stumpfen hatte 1" Dicke. An Jahresringen konnten 292 gezählt werden. Der Standort entsprach im wesentlichen dem des Palmbaumes, Keupermergel mit rothem fruchtbarem tiefgründigem Lehm; nordwestlicher Eihang, nur war die

Klinge tiefer eingeschnitten. Der Bestand wird gefemelt und ist mit Tannen, Buchen und Fichten gemischt.

Zum Transport mußte ein besonderer Weg bis auf die nur 150 Schritt entfernte Straße und ein besonderer Wagen gebaut, dennoch aber der Stamm auf 100' abgenommen werden, um durch die Stadt Murrhardt zu kommen. Die unverhältnismäßig hohen Transportkosten sind auch hier die Ursache, daß der Käufer Hagenbucher von Mainhardt nur 7½ kr. je Kubikfuß bezahlte.»

Auch heute gibt es noch Tannen mit 10 und mehr fm Kubikinhalte. Sie werden aber immer seltener, weil bei den Holzkäufern solche starken Stämme nicht mehr gefragt sind.

Literatur

- H. MAYER: Zur waldbaulichen Bedeutung der Weißtanne im mitteleuropäischen Bergwald
F. KALBLE: Die Tannenwirtschaft auf standörtlicher Grundlage in Baden-Württemberg
Vorträge, gehalten bei der Hauptversammlung des Bad.-Württ. Forstvereins am 30. 5. 1979 in Pforzheim
Monatsschrift für das Württ. Forstwesen Bd. V 1854, S. 196

Aufgelesen: Verantwortung im Umweltschutz

Aus einer Rede des Staatssekretärs im Bundesinnenministerium Dr. Günter Hartkopf:

Bislang ist es Bund, Ländern und Gemeinden nur unvollkommen gelungen, Umweltschutzbelange bei eigenen, umweltbelastenden Tätigkeiten ausreichend zu berücksichtigen. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel hierfür ist der Mißerfolg, der den «Grundsätzen für die Prüfung der Umweltverträglichkeit öffentlicher Maßnahmen des Bundes» beschieden war. Nach ihnen sollte bei allen öffentlichen Maßnahmen nach einem bestimmten Verfahren die Umwelterheblichkeit und die Umweltverträglichkeit der jeweiligen Maßnahme geprüft werden. In der täglichen Entscheidungspraxis werden die Grundsätze jedoch weitgehend ignoriert. Bund, Länder und Gemeinden treffen ihre Entscheidungen als Allein- oder Miteigentümer von Kraftwerken, Zechen und sonstigen Produktionsstätten, als Eigentümer von Grundbesitz sowie als Käufer von Wirtschaftsgütern überwiegend nach erwirtschaftlichen und sicherlich auch nach sozialen Gesichtspunkten. Umweltschutzbelange spielen bei diesen Entscheidungen über das gesetzliche vorgeschriebene Mindestmaß hinaus so gut wie keine Rolle . . .

Die Industrie ist neben dem Staat der Hauptadressat staatlicher Umweltschutzanforderungen, denn sie verursacht schwerwiegende Belastungen von Boden, Wasser und Luft. Da technische Umweltschutzmaßnahmen regelmä-

ßig kostspielig sind, ist verständlich – wenn auch kein Zeugnis besonderen Umweltbewußtseins –, daß die Industrie oft neuen Umweltschutzanforderungen abwehrend begegnet . . .

Wer sich gegen umweltpolitisch unabdingbar notwendige Anpassung und Strukturänderung stemmt, verkennt, daß Marktwirtschaft nur auf der Grundlage einer intakten Umwelt funktionieren kann. Umweltschutz ist in Zeiten wirtschaftlicher Schwierigkeiten eine ebenso unabwendbare Herausforderung für die Wirtschaft wie in konjunkturellen Aufschwungsphasen. Den Gewerkschaften ist zu danken, daß sie ihr Umweltprogramm vorgelegt und daran auch in Zeiten schwieriger Wirtschaftslage festgehalten haben. Ein Zwiespalt ist jedoch unverkennbar: in einer Allianz mit der Industrie befinden sich im Umweltschutz nicht selten die Gewerkschaften vor Ort. Sie unterstützen industrielle Forderungen, die gegen den Umweltschutz gerichtet sind, häufig mit dem Hinweis auf die Bedrohung von bestimmten Arbeitsplätzen. Dabei wird jedoch übersehen, daß die allmähliche Verschlechterung der Umwelt, insbesondere die zunehmende Belastung der industrialisierten Ballungsgebiete, zu allererst einkommensschwächere Personen trifft, die sich der Umweltverschlechterung nicht durch Wohnungswechsel entziehen können . . .

Berichtigung: Irrtümlich wurde in Heft 1/82 der SCHWABISCHEN HEIMAT auf Seite 46 der Name des Fotografen nicht richtig angegeben: das Bild stammt von Albert Weidenbach, Backnang!

Buchbesprechungen

Geschichte und Gegenwart

MARTIN BLÜMCKE: **Unser schönes Baden-Württemberg.** Huldigung an ein heiteres Land. Umschau Verlag Frankfurt am Main 1981. 127 Seiten, davon 72 Farbtafeln, dreisprachige Ausgabe – deutsch, englisch, französisch. Leinen DM 54,–

Differenzierte landeskundliche Darstellung und repräsentative Vorweisung des Besonderen sind zweierlei. An der Unentschiedenheit zwischen beiden Intentionen kranken nicht wenige Bildbände – über Baden-Württemberg wie auch sonst. Dieser Band dagegen ist ganz und gar entschieden: Vollständigkeit stand nicht zur Diskussion, auch keine getreue Spiegelung aller und jeder Lebensrealität – der Untertitel läßt da keinen Zweifel, die Übersetzung der Texte ins Englische und ins Französische machen noch einmal deutlich, mit welcher Haltung sich dieses Buch an welche Zielgruppe wendet. Schwierig die Aufgabe, einer solchen Auswahl von repräsentativ zusammengeordneten Kostbarkeiten einen Text mitzugeben, der nicht einfach nur dieses Repräsentativ-Kostbare paraphrasiert. Die Essays, die Martin Blümcke dem Band und seinen einzelnen Kapiteln – *Von Stadt zu Stadt / . . . durch ein heiteres Land / Vom Schwarzwald zum Bodensee / Burgen und Schlösser / Kirchen und Klöster / Kunst und Kultur* – vorangestellt hat, können nicht anders denn als Glücksfall bezeichnet werden: Wo die Bilder nicht mehr sein können als schöne Erinnerungshilfen oder prächtige Einladungen, gibt dieser Text über die Huldigung hinaus verlässliche Hilfe zum Verständnis der Einzelheiten und ihrer Zusammenhänge (und nicht nur derjenigen, die auf den Bildtafeln dargestellt sind). Mir scheint, daß hier zum ersten Male die jüngere Generation Anschluß gefunden hat an die in Baden-Württemberg besonders reiche Tradition landesbeschreibender Essayistik. Deutlich sind deren Grundlagen zu erkennen: der liebevolle Umgang mit den Gegebenheiten dieses Landes und das aus der genauen Kenntnis gewonnene Verständnis. So konnte im Zusammenspiel von kundigem Text und prächtigen Bildern über die «Huldigung» hinaus eben doch ein Wegweiser entstehen zum Eigentlichen und Besonderen «unseres» Bundeslandes im Südwesten Deutschlands.

Willy Leygraf

JÖRG WEIKERT, GÜNTHER JUNGnickl, GÜNTHER BÄCHLE, GISELA TRAMPUSCH und SYLVIA VON HAHN: **Burgen und Schlösser im Kreis Ludwigsburg.** Bilder: WILHELM ROCKLE, HORST SCHÄFER, RICHARD ZELLER und PETER KÖHLER. Verlag Ungeheuer + Ulmer Ludwigsburg 1981. 188 Seiten, 140 Abbildungen. Kunstleder DM 36,80

Hier begegnet man einer ungewöhnlichen Art von «Heimatbuch», die manchen – das sei vorweg gesagt – irritieren mag: ein recht grobkörniges Layout und recht saloppe Zwischentitel (die im Text ihre Entsprechungen finden)

erinnern eher an Sonderseiten von Heimatzeitungen als an die zur Zeit in so großer Zahl angebotenen prächtigen Bildbände. Auch die Abbildungen wollen offensichtlich mehr über ihren Gegenstand informieren als ihn ästhetisieren. Wer an wissenschaftlicher Literatur orientiert ist, wird die Literaturangaben eher als dürftig empfinden. Und da ist tatsächlich ohne Zwang eine Chance vertan; als Beispiel gleich das erste der nach Gemeindenamen alphabetisch geordneten Kapitel: Am fehlenden Platz kann es nicht gelegen haben, daß Horst Brandstätters «Asperg. Ein deutsches Gefängnis» nicht erwähnt wird. Wenn man schon durch die unpräntöse Darbietung möglichst viele Leser, Betrachter und Benützer für dieses Buch gewinnen will, sollte man ihnen erst recht die Möglichkeit erkennbar machen, sich auch eingehender mit diesem oder jenem Gegenstand zu beschäftigen. Aber von solchen Überlegungen einmal abgesehen: Hier ist ein unüblicher, aber anregender Versuch unternommen worden, Denkmäler von Rang mitsamt ihrer Geschichte (bis hin zu gegenwärtigen Problemen) für jedermann aufzuschließen und verständlich zu machen. An diesem Anspruch allein sollte man diesen Band messen; so gesehen gibt es bislang kaum Vergleichbares.

Maria Heitland

HANS EUGEN SPECKER und GEBHARD WEIG (Hg): **Die Einführung der Reformation in Ulm.** Geschichte eines Bürgerentscheids. Vortragsveranstaltungen, Ausstellungskatalog und Beiträge zum 450. Jahrestag der Ulmer Reformationsabstimmung. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation. Herausgegeben vom Stadtarchiv Ulm, Band 2). Kommissionsverlag W. Kohlhammer Stuttgart 1981. 387 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 46,–

Drei Bilder auf dem Umschlag zeigen die Faktoren, um die es ging, als die Wellen der großen Bewegung des 16. Jahrhunderts in die gesicherte kleine Welt der für ihre Zeit so bedeutenden Stadt schlugen: hier Luther und Zwingli als Symbolgestalten des erbitterten Eifers, mit dem unter den Anhängern der neuen Lehre die «Schweizer» zeitweilig die Oberhand über die Gemeinde und ihr Münster errangen, – und daneben Kaiser Karl V., mit dem sich die Stadt auch dann in Gutem zu stellen suchte, als ein fast modern anmutender Bürgerentscheid den Beitritt zur Augsburger Konfession des Jahres 1530 beschlossen hatte.

Gerade in Ulm verfügte Karl V. ganz persönlich nach seinem Waffensieg über das protestantische, «schmalkaldische» Fürstenbündnis noch einmal die Rückkehr zum Gewesenen – für wenige Jahre nur, bis nach einem Interim der Religionsfriede den Sieg der Neuerer bestätigte.

Das wäre der große Rahmen sorgsam Forschens, wie es hier ausgebreitet wird – doch wieviel enthält er im Einzelnen: allein schon die anschaulich ausgemalten Lebensbilder zweier herausragender Glaubenskämpfer, des Rats-

predigers Konrad Sam und des Prädikanten Martin Frecht, deren Ringen und Leiden sonst in unverdienter Vergessenheit bliebe! Und dazu die Quellenverzeichnisse und schließlich die Abstimmungslisten der Zunft-Angehörigen mit ungezählten familiengeschichtlich noch heute wichtigen Namen!

Nicht nur für die Religionswissenschaft, sondern als Heimatgeschichte in weitestem Sinne ist diese Arbeit von hohem Wert, nicht zuletzt weil sie deutlich macht, wie sehr die gesamte Bürgerschaft an den Fragen des Glaubens Anteil nahm.

Wilhelm Kohlhaas

CLAUS GOTTLIEB (Hg): **Alte Ansichten aus dem ehemaligen Oberamt Kirchheim unter Teck.** Verlag des Teckbotten Kirchheim unter Teck, 120 Seiten, zahlreiche Abbildungen, DM 27,-

Das ehemalige Oberamt Kirchheim unter der Teck ging durch das «Landeseinteilungsgesetz» vom Jahr 1938 in dem neuen Kreis Nürtingen auf. Eine Bekanntmachung vom 29. 9. 1938 verkündete lapidar: «Mit Ablauf des 30. September 1938 wird das Oberamt in Kirchheim aufhören, als selbständige Behörde zu bestehen». Offenen Protest seitens der Bevölkerung – wie rund 30 Jahre später, als der Landkreis Nürtingen beseitigt wurde – gab es damals nicht; die maßgebenden Stellen hätten sich sogar geweigert, den gesetzlichen Vertreter der Stadt zu empfangen und anzuhören, sagte der Kirchheimer Bürgermeister Marx vor dem Gemeinderat.

Topographisch ist das Gebiet gekennzeichnet von den Flußtälern der Lindach und der Lauter, die sich in Kirchheim vereinigen und von dort dem Neckar bei Wendlingen zufließen. Dieser landschaftlichen Gegebenheit folgt die Gliederung dieser Dokumentation; man wandert gewissermaßen das Lautertal hinauf, geht – Ochsenwang und Reußenstein streifend – über die Alb und folgt der Lindach wieder zurück nach Kirchheim.

In diesem ansprechend aufgemachten Band sind vorwiegend alte Fotografien und Ansichtskarten zusammengestellt, die einen Eindruck vom baulichen Zustand vornehmlich aus der Zeit um die Jahrhundertwende und den folgenden Jahren vermitteln. Ein knapper Text stellt bei jeder Abbildung historische Bezüge her und gibt Hinweise auf zwischenzeitliche Veränderungen, die in einzelnen Fällen einschneidend waren.

Werner Frasch

CHRISTOPH BIZER, ROLF GÖTZ UND WILFRIED PFEFFERKORN: **Wielandstein.** Eine Burgruine auf der Schwäbischen Alb. Deutsche Burgenvereinigung e.V., Braubach/Rhein (Sonderdruck der Zeitschrift Burgen und Schlösser).

Vor über 15 Jahren schon ließ der damalige Landkreis Nürtingen die immer noch imposanten Ruinen von Reußenstein und Rauber konservieren; die bescheideneren Reste des Wielandsteins wurden im Laufe der letzten fünf Jahre durch aner kennenswerte Privatinitiative freigelegt, gesichert und teilweise rekonstruiert.

Die Anlage dieser Burg geht zurück auf die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts, als die Wohnsitze des Adels von den

Dörfern auf Berghöhen verlegt wurden. Bis zum Bauernkrieg waren Teile der Burg bewohnt.

Der Wielandstein zählt jetzt nicht nur zu den «restaurierten» Ruinen, sondern auch zu den am besten untersuchten und dokumentierten in dieser Region. In der vorliegenden Veröffentlichung haben drei mit den baulichen Erhaltungsmaßnahmen bestens Vertraute die Geschichte sowie die parallel zu den Bauarbeiten geborgenen Keramikreste und sonstigen Kleinfunde detailliert beschrieben und illustriert. W. Pfefferkorn schildert als Architekt den Baubefund und die erfolgten Sicherungsmaßnahmen. R. Götz bearbeitet die Geschichte der Burg anhand der Urkunden und Quellen, und Chr. Bizer, wesentlicher Initiator der Erhaltungsaktion, steuert Erkenntnisse aufgrund der vollständig dokumentierten Scherben- und Kleinfunde bei.

Werner Frasch

HANS MATTERN: **Das Jagsttal von Crailsheim bis Dörzbach.** Wanderung durch ein Landschaftsschutzgebiet. Selbstverlag Crailsheim 1980. 207 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Gebunden

Wenn heute mit Recht viel von Landschafts- und Naturschutz gesprochen und geschrieben wird, scheint es uns notwendig, daß wir uns stets auch bewußt werden, was denn Landschaft und Natur für uns alle, vor allem aber für die Erhaltung und Bewahrung unseres Lebens und unserer Kultur bedeuten. Das heißt, es scheint notwendig, Landschaft und Natur bis in ihre Tiefen mit ihrem Geheimnis und ihrem Zauber zu erleben, was mehr bedeutet als nur in einer Landschaft leben.

In einem soeben erschienenen Buch «Das Jagsttal von Crailsheim bis Dörzbach» hat der aus Crailsheim stammende Verfasser, der sich immer wieder mit den Problemen der Landeskunde und des Landschaftsschutzes auseinandergesetzt hat, das Jagsttal mit all seinen Schönheiten dargestellt. Er kennt die verborgenen Reize der Natur ebenso wie die Eigenart der Städte und Dörfer, der Schlösser und Ruinen. Während er uns durch die Landschaft führt, macht er uns gleichzeitig mit der Geschichte bekannt. Die Art, wie er aus seinem reichen Wissen Natur, Landschaft und Geschichte verbindet, hat nichts von schwärmerischer Lobrede an sich. Es ist auch nicht nur das vielseitige Wissen, das er uns vermittelt, vielmehr verspüren wir auch seine große Liebe zu seinem Heimatland. Er macht uns nicht nur mit Pflanzen und Tieren, sondern auch mit den Menschen bekannt, die hier leben oder in der Vergangenheit gelebt haben.

Das Jagsttal gehört ohne Zweifel zu den schönsten Landschaften Hohenlohes. Wer einmal hier eingekehrt ist, wird immer wiederkehren; wer dies tut, wird an Hans Matterns Buch mit seiner reichen Bilderfülle mehr als nur einen Führer oder ein Reisebuch haben, das Fachliche wird durch das Menschliche lebendig und nahe.

In einem Schlußkapitel «Sorgen um das Jagsttal» erinnert Mattern daran, wie die Menschen heute mehr als je darauf achten müssen, daß diese Landschaft unter der Technisierung alles Lebens in der Gegenwart nicht zu sehr zu leiden hat.

Zwei alphabetischen Verzeichnissen der im Text genannten Pflanzen und Tiere kommt insofern eine besondere Bedeutung zu, als die Benützer des Buches sogleich erfahren, wo sie Näheres über beides finden. Es wird dabei besonders deutlich, daß es in dieser Landschaft noch Tiere und Pflanzen gibt, die wir in den Landschaften der großen Ballungsräume schon vergebens suchen. Wir wünschen dem Buch darum viele Leser, die hier nicht nur viel lernen werden, sondern auch die Kunst, eine Landschaft zu erleben, erfahren können.

Otto Heuschele

Heimatkunde

KARL HÄFNER: **Vom Schwäbischen Dorf um die Jahrhundertwende.** Arbeits- und Lebensformen. Zweite, wesentlich erweiterte Neuauflage der 1974 im Verlag W. Kohlhammer erschienenen ersten Auflage. Mit einem Anhang «Das bäuerliche Jahr im Wortschatz». Verlag Karl Knödler Reutlingen 1981. 176 Seiten, 30 Zeichnungen, Pappband DM 24,-

So wie in Malsheim, dessen Verhältnisse diesem Bericht zugrunde liegen, dürfte es in vielen schwäbischen Dörfern um die Jahrhundertwende ausgesehen haben und zugegangen sein. Erwerbsgrundlage war fast ausschließlich die Landwirtschaft, die eine weitgehend autarke Wirtschaftsform bildete; jedes Dorf und selbst viele Bauernhöfe waren auf Selbstversorgung ausgerichtet.

Der Autor dieses Buches, das gegenüber der ersten Auflage neben einigen Ergänzungen um ein Kapitel über Umstellungen bei Münzen, Maßen und Gewichten nach der Vereinheitlichung ab dem Jahre 1871 erweitert wurde, schöpft aus den Erinnerungen seiner Kindheit und aus den Überlieferungen seiner Eltern und Großeltern. Er erzählt sehr detailliert und anschaulich über den dörflichen Alltag; und er macht deutlich, wie sehr sich dieser vom heutigen unterscheidet. Einige Gedichte und Illustrationen ergänzen die Schilderungen.

Das Buch trägt den Untertitel «Arbeits- und Lebensformen»; schwerpunktmäßig wird allerdings die bäuerliche Arbeit dargestellt. Verrichtungen auf dem Acker und auf der Wiese, in Scheune, Stall, Spinn- und Webstube werden mit alten Ausdrücken beschrieben; zahlreiche Arbeitsgänge kennt man heute auch auf dem Dorf nur noch vom Hörensagen oder sind bereits in Vergessenheit geraten. Das gilt vor allem für die Verarbeitung und die Konservierung von Tier- und Pflanzenprodukten für die Nahrungsmittelversorgung in der langen Winterpause. Häfner schildert allerdings nur die Verarbeitung der Milch. Knapper kommen dagegen – mit Ausnahme der Situation der Kinder – die im Untertitel ebenfalls genannten «Lebensformen» weg. Über das Zusammenleben in der Familie erfahren wir fast ebenso wenig wie über das Verhältnis der einzelnen Familien im Dorf zueinander oder über das Verhalten gegenüber Behinderten und Außenseitern. Interessant wäre gewesen, Konkretes über die so oft beschworene Dorfgemeinschaft zu lesen. Hier ist nach wie vor die Darstellung von Illien/Jeggle «Leben auf dem Dorf» (Opladen 1978) am aufschlußreichsten.

Trotzdem ist es keine heile Welt, die Karl Häfner schildert; er verfällt nicht in rührselige Erinnerungssehnsucht, sondern berichtet sachlich aus dem Abstand von Jahrzehnten. Nur selten geht er über die Beschreibung hinaus und wertet, wie z. B. im Kapitel «Handwerker». Dort läßt er anklingen, daß um die Jahrhundertwende die führende Rolle der Bauern nicht mehr unumstritten war; den Handwerkern gelang es aufgrund ihrer größeren Mobilität, ihr soziales Ansehen im Dorf zu verbessern. Schulentlassene Buben wurden selbstbewußt, weil sie «etwas lernen durften». Langsam begannen neue soziale Schichten, die einst nur den besitzenden Bauern vorbehaltenen Positionen in der Dorfpolitik einzunehmen.

Werner Frasch

LANDRATSAMT BODENSEE-KREIS (Hg): Reihe «**Leben am See**». Materialien zur Regionalgeschichte.

Unmöglich, die bis jetzt vorliegenden 17 Bände einzeln ausführlich zu würdigen: das reicht von ergänzten Auszügen aus der amtlichen Landesbeschreibung bis zu einer Vortragsreihe der Volkshochschule über «Leben am See im Wandel» und von kunstgeschichtlichen Betrachtungen bis zu einem Wanderführer, der zu örtlich bedeutsamen Plätzen des Bauernkriegs führt, von lokalgeschichtlichen Episoden bis zu mehrbändigen Quellensammlungen über den Bauernkrieg im Bodenseeraum. Der «flüchtige» Charakter der Publikationen – abgelichtete Texte auf locker gehefteten Blättern – mag es rechtfertigen, wenn dieser Hinweis so summarisch bleibt und Interessenten an das Archiv – oder richtiger: an das «Amt für Geschichte und Kultur» des Bodenseekreises verweist und an den Betreuer dieser Aktivitäten Elmar L. Kuhn, dessen Hand bei all diesen Publikationen deutlich zu spüren ist – so deutlich wie das Bemühen des Kreises und seines Landrats Dr. Bernd Wiedmann, Kultur als Aufgabe des Landkreises zu verstehen und voranzutreiben. Neben der hier angezeigten Materialien-Reihe stehen andere Publikationen wie z. B. die schon häufiger hier besprochenen Bände aus der Reihe «Kunst am See». Neben diesen will die Materialien-Reihe eher Wegweiser sein für eigene vertiefende Bemühung um Geschichte als Erleben und Schicksal der jeweils Betroffenen.

Johannes Wallstein

HERBERT und ELKE SCHWEDT: **Schwäbische Volkskunst.** Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz 1981. 184 Seiten, 53 Abbildungen. Leinen DM 68,-

«Schwäbische Volkskunst» – dieses Buch weist 41 Schwarzweiß-Fotos und gerade zwölf farbige Abbildungen vor, eine sparsame, ja angesichts des Themas und des Preises sogar eine beschämende Ausstattung. Das ist jedoch die einzige, wenn auch wichtige Kritik; denn dieses Buch enthält zudem einen höchst lesenswerten, weil kritischen und vorwärtsweisenden Text von Elke und Herbert Schwedt. Beide haben an der Universität Tübingen promoviert, Herbert Schwedt vertritt nun das Fach Volkskunde in Mainz. Die Autoren beschreiben die «klassische» Volkskunst, soweit sie zum bildnerischen Bereich gehört,

sie beobachten auch künstlerische Äußerungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart. Sie können das tun, weil sie keinen doktrinen Volkskunstbegriff festsetzen, sondern offen sind dank ihrer These: alle Menschen verfügen über ein künstlerisches Potential, das auch in der industriellen Gesellschaft aufbrechen kann.

Nur solange der Freizeitbereich von Bewohnern unserer Siedlungen und Trabantenstädte in diesem Zusammenhang noch nicht erforscht ist, müssen die Autoren weitgehend die Volkskunst früherer Zeiten vorstellen. Dabei wird ziemlich schnell mit dem Mißverständnis aufgeräumt, die Bauernschränke und Flachsbrechen, die Ofenwandplatten und Votivbilder seien von den bäuerlichen Besitzern selbst geschaffen worden, sie seien «Eigenprodukte für den Eigenbedarf». Elke und Herbert Schwedt können für das 18. und 19. Jahrhundert viele Künstler-Handwerker, oft auch namentlich, herausfinden, die für ihre Käufer die Produkte geschaffen haben. Sie können auch die Verteilungswege erläutern, wobei vor allem der Hausierhandel zwischen Herstellern und Käufern vermittelt hat. Ob im Kapitel «Kunst am Haus» oder «Kunst im Haus», immer werden die geschichtlichen, die religiösen und sozialen Hintergründe untersucht, um unterschiedliche Ausdrucksformen etwa in Oberschwaben, im Ulmer Land oder im Unterland zu erklären. Richtungsweisend ist besonders das Kapitel «Brauchkunst», bei dem es um so vergängliche Dinge wie Fronleichnamsteppiche oder Ausschmückungen zum Erntedankfest geht. Die anregende Lektüre ergibt eine Fülle von Hinweisen und Erhellungen, sie verdeckt aber auch nicht den Blick auf dunkle und unerforschte Stellen unserer Volkskultur.

Martin Blümcke

WOLFGANG RIEDEL (Hg): **Heimatabewußtsein.** Erfahrungen und Gedanken. Beiträge zur Theoriebildung. Verlag Husum/SH-Buchkontor Kiel 1981. 236 Seiten. Broschiert DM 29,80

Als Zitatenschatz für Redner auf Heimatfesten eignet sich diese Aufsatzsammlung nur bedingt: fast jedes der möglichen Zitate müßte man aus dem Zusammenhang des kritisch-besorgten Überlegens reißen, in dem es steht. Der Herausgeber ist seit 1980 Leiter der «Zentralstelle für Landeskunde im Schleswig-Holsteinischen Heimatbund» (glücklich ein Heimatbund, der sich eine solche Zentralstelle leisten kann!) und von Hause aus Diplom-Geograf. Er meint *blau-weiß-rot* – die Schleswig-Holsteiner Landesfarben – präge *unverkennbar und selbstbewußt dieses Buch*. Das ist zuviel der Bescheidenheit; nicht nur, daß der Themenkreis bis zur «Heimat im islamischen Orient» reicht und Hermann Bausinger hier so gut zitiert wird wie Martin Walser, der Indianerhäuptling Chief Seattle so gut wie Kurt Tucholsky, der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES so gut wie der Redakteur dieser Blätter –: Wo immer heute um Schutz von Natur, Landschaft, Umwelt, Heimat diskutiert und gestritten wird, wo immer nach Anhalt und Orientierung für den Einzelnen und seine Mitmenschen in überschaubarer Nachbarschaft gefragt wird, kann man von dieser vielfältigen Sammlung fun-

dierter Aufsätze Anregung und Argumentationshilfe bekommen. Hier wird nicht unbedacht das Lob einer heilen Welt gesungen oder blauäugig die lapidare Forderung nach Wiederbelebung des Faches Heimatkunde in der Schule erhoben: Heimat wird hier verstanden als Herausforderung, als Aufgabe: *Man kann für die soziale Integration der Menschen zahlreiche Begriffe finden, der der Heimat ist der sinnvollste* (W. Kaltefleiter). Wer nicht nur fordern oder beklagen, beweinen oder verherrlichen will, sondern kritisch über Heimat nachdenken und aus diesem Nachdenken heraus sich der Aufgabe Heimat stellen und zupacken, der findet in dieser Aufsatzsammlung mannigfaltigen Denkanstoß so gut wie kräftige Rückenstärkung – und zwar weit über Schleswig-Holstein hinaus.

Johannes Wallstein

Altes und neues Bauen

KLAUS EHRLICH u. a.: **Alte Bauten neu genutzt.** (Veröffentlichung der Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen, Stuttgart Nr. 133.) Initiiert und erarbeitet vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1981. 191 Seiten, zahlreiche z. T. farbige Abbildungen und Grundrisse. Gebunden DM 84,–

Angesichts der Tatsache, daß der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND im Impressum genannt wird, verbietet sich hier eine rezensierende Auseinandersetzung mit diesem Buch, auf das übrigens schon im letzten Heft dieser Zeitschrift (1981, Seite 72) hingewiesen worden ist. Wir nennen hier lediglich die Mitarbeiter und ihre einleitend behandelten Themen und zitieren aus der Einführung von Klaus Ehrlich zum allgemeinen Teil (er hat auch allen Einzelkapiteln *Wohngebäude / Landwirtschaftliche Gebäude und Lagergebäude / Gewerblich genutzte Bauten / Öffentliche Bauten / Kirchen und Klöster / Technische Bauten und Wehranlagen* Einführungen vorangestellt). Über Zweck und Ziel der Arbeit schreibt Klaus Ehrlich: *Die vorliegende Untersuchung möchte dazu beitragen, daß gerade die bescheidenen, oft noch unentdeckten alten Bauten in dieser günstigen kulturellen Wetterlage durch eine überzeugende, mit Leben erfüllte Nutzung für die Zeiten wetterfest gemacht werden, in denen weniger Geschichtsbeußtsein und Verständnis, schwierigere wirtschaftliche Verhältnisse oder geringeres Engagement für sie erneute Gefahren heraufbeschwören können. Gleichzeitig soll diese Untersuchung noch nicht überzeugte Eigentümer derartiger Bauwerke oder Rat suchende mögliche Erwerber durch die Beispiele ermuntern und sie davon überzeugen, daß die Erhaltung überkommener Gebäude sehr wohl wirtschaftlich vertretbar ist, wenn sie durch eine neue Nutzung in das tägliche Leben eingebunden bleiben, um neben dem materiellen Nutzen oft unwiederbringliche geistige Werte weiterzuvermitteln.*

Unter diesem Aspekt sind also die Einzeldarstellungen zu sehen – und nicht minder die vorangestellten allgemeinen Kapitel von Norbert Bongartz über *Neuer Zweck für alte Häuser*, von Peter Anstett über *Die Begegnung mit der Denkmalpflege*, von Hannes Weeber über *Bauherr und Architekt*, von Gerhard Witte über *Baurecht und Denkmalschutz*, von Karl Krauss über *Zur Standsicherheit von Altbau-*

ten, von Hubert Krins über *Die Rolle des Bauhandwerks*, von Ingeborg Hübner über *Anregungen zum Bautenschutz*, von Dieter Hauffe über *Zum technischen Innenleben*, von Franz Meckes über *Finanzierungshilfen*, von Jürgen Brucklacher über *Überlegungen zum Innenraum*, von Gerhart Kilpper über *Das Kulturdenkmal im städtebaulichen Zusammenhang*. Willy Leygraf

PETER DALITZ: **Hochhaus-Report**. Seewald Verlag Stuttgart. 131 Seiten. DM 19,80

«Dominanten zu setzen», hieß das Leitwort, das die Pläne der frühesten Hochhäuser den Bedenken um die Bewahrung der Landschaft entgegenhielten zu einer Zeit, da an andere, schlimme Möglichkeiten der kommenden Menschenballung kaum gedacht wurde.

Dominierend, in beherrschender Rolle, ragen seitdem ungezählte Bauten verwandten Stils über großen wie auch über kleinen Gemeinden empor, und eine Summe von Erfahrungen bestätigt, daß Herrschaftsbilder nicht immer im Bunde mit Weisheit zu entstehen pflegen.

Auf knappstem Raum faßt ein Sachkenner all das höchst Bedenkliche zusammen, unter dem die Entstellung der Landschaft, die einst die ersten Einwände wachrief, heute nur den geringsten Platz unter den unmeßbaren Versündigungen einnimmt. Das macht allein schon der Hinweis auf den Mangel an Voraussicht deutlich, der sich in Katastrophenfällen als Gefahrenmoment auswirken kann, wie es sich schon in einer Reihe von Beispielen erwiesen hat: ein durch sein architektonisches Äußeres faszinierender Bau kann im Ernstfall zum unentrinnbaren Gefängnis werden. Zu diesem Punkt erschöpft sich der Überblick nicht in verneinender Kritik, sondern er zeigt Lösungsmöglichkeiten, die allerdings – und darin liegt der schwerste Vorwurf gegen alles bisher Geschehene – anstelle planerischer Besessenheit die koordinierende Überlegung voraussetzen, die manche Besorgnis von vorneherein ausschliesse.

Schlimmer steht es dort, wo auf den Zinnen der Betonklötze buchstäblich «kein Kraut gewachsen» ist, bei den sozialen Todsünden: der im Zusammendrängen zur Masse verborgenen Auflösung menschlicher Beziehungen, dem Verdrängen von Nachbarschaft und Gemeinschaft (im weiteren Sinne gleich Gemeinde!). Durch Fremdheit und Vereinsamung in Wohnkasernen sieht der Verfasser die Ängste der Unsicherheit und Schutzlosigkeit entstehen und die aus diesen schon bei den Jüngsten erwachsene Flucht in gemeinschaftliche Auflehnung, der doch, bei der Unmöglichkeit der Abhilfe, das höhere Ziel fehlen muß.

Selbst bei der wohlbegründeten Finanzklemme unserer Kommunen vermag man den Wunsch nicht zu unterdrücken, daß jedes Bürgermeisteramt seinen Baureferenten und allen Gemeinderäten ein Exemplar dieser Studie zum Nachdenken auf den Tisch legen möge.

Wilhelm Kohlhaas

GÜNTHER BENTELE, ALFRED DROSSEL: **Fachwerkhäuser im Kreis Ludwigsburg**. Verlag der Galerie im Unteren Tor Bietigheim 1981. 168 Seiten, zahlreiche z. T. farbige Abbildungen. Leinen.

Nicht gerade gering ist im Landkreis Ludwigsburg – wenn man von der Kreisstadt absieht – die Zahl hochkarätiger Fachwerkbauten; man braucht nur an Orte wie Bietigheim, Besigheim, Markgröningen zu denken. All das wird – selbstverständlich – in diesem Band vorgeführt: Der Reichtum ist noch größer, als man auf Anhieb nach der Erinnerung angenommen hat. Aber weder Textautor noch Fotograf – beide haben sich bereits mit einer Darstellung des Hornmold-Hauses in Bietigheim ausgewiesen – beschränken sich auf das Großartige: nicht minder wenden sie ihre Aufmerksamkeit den weniger auffälligen Fachwerkhäusern und den Details zu. Und es bleibt nicht nur beim Vorweisen des – im doppelten Sinne – Anschaulichen: der Blick dringt auch in das technische Gefüge des Fachwerkbaus ein und macht die Grundlagen der Zimmermannskunst erkennbar. Verblattung und Verzäpfung, Unterzug und Ständer, Knagge, Kopfband und manches sonst, was meist nur aus der Fachliteratur herbeigeht, werden kann, wird hier nicht nur knapp erläutert, sondern in Text und Zeichnungen auch dem Laien verständlich gemacht. Und das Schöne: man muß nicht den Beispielen über weite Strecken nachreisen, man findet alles nah beieinander im heimatlichen Kreis.

Maria Heitland

Literarisch

FRIEDRICH SCHILLER: **Der Graf von Habsburg**. Faksimile der Handschrift (Bernhard Zeller Hg., Marbacher Schriften 20)

DEUTSCHES LITERATURARCHIV (Hg.): **Deutsches Literaturarchiv – Schiller-Nationalmuseum**. Die Institute der Deutschen Schillergesellschaft in Marbach am Neckar, vorgestellt von den Mitarbeitern. (Marbacher Schriften 17) Band 20 der «Marbacher Schriften» ist wieder einmal neben anderem auch eine bibliophile Kostbarkeit, er enthält nämlich die vollständige Faksimile-Ausgabe einer der seltenen Handschriften eines Schillergedichts, und zwar die der Ballade «Der Graf von Habsburg». Das Schiller-Nationalmuseum konnte diese Handschrift – dank mäzenatischer Hilfe! – im Jahre 1980 erwerben. Eberhard Zeller hat sie nun mit dieser Ausgabe nach allen Regeln philologischer Kunst «herausgegeben und erläutert», will sagen: auf Faksimile und Drucktext folgen die Beschreibung der Handschrift mit Hinweisen auf die Entstehung und Angabe der Lesearten, die Überlieferungsgeschichte der Handschrift sowie Anmerkungen zum Stoff und zu dessen Verarbeitung durch Schiller – eine Freude für jeden, der noch Freude haben kann an solchen Editionen – für den bibliophilen wie für den philologischen Leser (und für jeden, der an Schiller interessiert ist, sowieso).

Deutlicher dem Nützlichen zugeordnet, nicht jedoch auf das Ästhetische in Satz und Druck verzichtend der andere hier anzuzeigende Band der Marbacher Schriften, eine Selbstdarstellung sozusagen: Bernhard Zeller schreibt über die «Geschichte des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach». «Das Museum» wird vorgestellt von Friedrich Pfäfflin, die Hand-

schriften-Abteilung von Werner Volke, das Cotta-Archiv von Dorothea Kuhn; Ludwig Greve und Reinhard Tgahrt geben Aufschluß über die Bibliothek, Walter Scheffler über die Bildabteilung. Als wichtigste Ergänzung dient ein Verzeichnis der Schriften der Deutschen Schillergesellschaft. Die Anmerkungen zu den Abbildungen kann man herausklappen und so neben diesen lesen – echte «Legenden»: Man kann nicht nur, man *hat* sie zu lesen, denn sie dokumentieren in wohl bedachter Auswahl das, was die Marbacher Bemühungen um Sammlung, Archivierung, Erforschung und Vermittlung von Literatur bestimmt. Am Anfang steht die Eröffnung von Schiller-Archiv und Museum 1903, am Ende ein Gedicht von Günter Eich mit dem Titel «Zuversicht»: aus einem Schwäbischen Schillerverein ist die Deutsche Schillergesellschaft geworden, aus einem schwäbischen Dichtermuseum ein deutsches Literaturarchiv von nationalem Rang und internationaler Geltung.

Dies alles wird in diesem knapp 200 Seiten starken Band dokumentiert – und vor allem: wie dies nur möglich ist mit unendlichem, im wahrsten Sinne philologischem Eifer der Mitarbeiter und nicht zuletzt auch mit vielfältigen öffentlichen und privaten mäzenatischen Hilfen.

Willy Leygraf

EDUARD MÖRIKE: **Am frisch geschnittenen Wanderstab.** Durch Mörikes Leben und Land. Mit 120 Zeichnungen von PAUL JAUCH. Verlag Karl Knödel Reutlingen 1980. 252 Seiten. Gebunden DM 34,–

Die zweite Auflage erst brachte das vollständige Werk, diese dritte macht es nun wieder zugänglich: alle 120 Bleistiftzeichnungen, mit denen Paul Jauch Mörikes Lebensweg nachvollzieht: Von allen wichtigen Stationen hält er Charakteristisches fest. Er bietet durchweg Ausschnitte und Ansichten ohne Zutaten aus neuerer Zeit. Es war seine Absicht, alles möglichst so zu zeichnen und zu zeigen, wie Mörike selbst es gesehen haben könnte. Dieses Bemühen um das Authentische wird begünstigt durch eine deutlich spürbare Wahlverwandschaft des Zeichners mit «seinem» Dichter, es wird unterstützt durch knappe, aber sorgfältig mit den Zeichnungen abgestimmte Mörike-Zitate – meist aus Briefen, Tagebüchern oder Gedichten. Wie die beiden vorausgegangenen Ausgaben von 1956 und 1966 wird auch diese gewiß viele Freunde finden und manchen anregen, wie und mit Paul Jauch auf den Lebensspuren Mörikes zu wandern – oder sich wieder einmal mit den Werken des Dichters zu beschäftigen.

Johannes Wallstein

HERMANN KURZ: **Ein schwäbischer Dichter.** Die schönsten Erzählungen, ausgewählt und eingeleitet von MARTIN KAZMAIER. Verlag Günther Neske Pfullingen 1981. 328 Seiten, 6 Abbildungen. Leinen DM 28,–

Es ging dem Autor in seinem Leben wie seinem Werk in der Nachwelt: Sie fanden nicht die ihnen angemessene Beachtung und Wirkung. Seit langem waren die Werke von Hermann Kurz nicht mehr im Buchhandel. Dann kam der «Sonnenwirt» neu heraus, unlängst folgte nun diese Auswahl von Erzählungen. Mancher würde vielleicht

gern das eine oder andere Stück auswechseln und den Auszug aus dem Roman «Schillers Heimatjahre» an dieser Stelle mit einigen Fragezeichen versehen – aber welche Auswahl kann schon jedermann zufriedenstellen?! Und: jede Auswahl ist weniger als das Ganze, aber mehr – und besser! – als nichts. Ohne alle Fragezeichen und Einschränkungen jedenfalls kann man die Einführung des Herausgebers begrüßen: in der Sache fundiert und voller Information, in der Darbietung eingängig und präzise zugleich; so sehr auch der Autor den Zeitläuften gerecht wird, in denen sich Hermann Kurz mehr schlecht als recht behaupten konnte – diese Einführung ist aus der Gegenwart geschrieben und erschließt Hermann Kurz für diese Gegenwart; sie bietet wohl das angemessenste und deutlichste Bild, das je von Lebensgang und Lebenswerk dieses Dichters entworfen worden ist und insgesamt eine Widerlegung des vielleicht verkaufsfördernden Untertitels: Ein nur «schwäbischer Dichter» ist dieser Hermann Kurz wohl kaum – auch wenn er als deutscher Autor noch zu entdecken ist. Dieser Band (und besonders diese Einführung) kann eine gute Hilfe dabei sein.

Willy Leygraf

SIEGFRIED GREINER: **Hermann Hesse – Jugend in Calw.** Berichte, Bild- und Textdokumente und Kommentar zu Hesses Gerbersau-Erzählungen. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1981. 254 Seiten, 126 Abbildungen. Leinen, DM 48,–

Die vom Titel nahegelegte Vermutung trifft nicht zu: hier handelt es sich keinesfalls nur um eine biografische Arbeit. Das erste Viertel des Buches beschreibt vielmehr Ort, Umgebung, Geist und Menschen, mit denen Hesse in seiner Jugend zu tun hatte, die ihn prägten – nicht zuletzt dadurch, daß sie seinen Widerstand herausforderten. In diesem Umkreis ist fast zwangsläufig besonders häufig und ausführlich von der Familie Gundert die Rede, von Bildung und Frömmigkeit in dieser der Basler Mission verbundenen Familie.

Manches Licht fällt aus diesen Darstellungen auf die lange Reihe der Erzählungen Hesses, die mehr oder weniger deutlich Erlebnisse seiner Jugend aufarbeiten und deshalb in «Gerbersau» angesiedelt sind. Aber mindest so viel – wenn nicht mehr – erhellendes Licht fällt dabei auf die Calwer Kleinstadtwelt im ausgehenden 19. Jahrhundert; das Buch gehört also mindest so sehr zur Landeskunde wie zur Literaturgeschichte.

Etwa ein weiteres Viertel dann ist überschrieben «Calw – Menschen, Häuser, Gassen und Nachbarorte in Hesses gesammelten Erzählungen». Auch hier wird eine Fülle von Material ordnend ausgebreitet. Aber es ist zumindest Geschmackssache, ob dieses Herumstöbern nach Erkenntnissen im Stil des «Da also hat er's her!» allzu viel zum besseren Verständnis der literarischen (!) Hervorbringung Hesses beitragen kann.

Doch davon einmal abgesehen: eine ungeheure Menge von Informationen werden hier zusammengetragen, so viele, daß immer wieder Einschübe und Ergänzungen Verfasser und Leser auf Umwege bringen, die das jeweilige Thema fast außer Acht geraten lassen. Die zweite

Hälfte des Buches gibt Halt und Grenze gegenüber solchem Ausufern und Überborden: 126 fast ausschließlich zeitgenössische Abbildungen – auf die übrigens am Rand des darstellenden Textes von Fall zu Fall verwiesen wird – machen das Mitgeteilte anschaulich, ein umfangreicher Anmerkungsteil macht es dingfest und überprüfbar. Es folgen dann noch Stammtafeln, detaillierte Register und Verzeichnisse. Man kann dieses Buch nicht nur lesend, sondern auch nachschlagend benützen und nutzen.

Johannes Wallstein

WILLY BAUR: **Liebes Altes Hohenzollern.** Romantische Geschichten. Glückler Verlag, Hechingen 1981. 96 Seiten, illustriert. Pappband DM 12,80

Romantische Geschichten? Weil drei von fünf Geschichten von glücklicher oder unglücklicher Liebe handeln? Oder weil die Geschichten allesamt in einer Vergangenheit spielen, die allmählich auch aus dem mittelbaren, dem mitgeteilten Erinnern entschwindet? Oder weil der Erzähler gelegentlich Dinge zu berichten weiß, von denen er selbst sagt, ihr Geheimnis sei nie gelüftet worden? Nun, romantisch auf jeden Fall als Gegenton zum Vordergründig-Wirklichen der Gegenwart, in der kaum noch erzählt, sondern weithin nur noch berichtet wird; und wohl auch wegen des liebevollen Gestus, mit dem dieser Erzähler sich dem Vergangenen zuwendet; und wegen der Treue auch, mit der hier das Umfeld der Geschichten, das «liebe alte Hohenzollern» gespiegelt wird. Dieser Zusammenklang von romantisch entrückter Vergangenheit und Genauigkeit des Realen macht den besonderen Zauber dieses liebenswürdigen Bändchens aus.

Willy Leygraf

GERHARD STORZ: **Karl Eugen.** Der Fürst und das «alte gute Recht». Klett-Cotta-Verlag Stuttgart 1981. 240 Seiten. Leinen DM 29,–

Wer zutiefst von der Wärme angerührt ist, mit der Peter Lahnstein in seiner soeben erschienenen Betrachtung das Leben Schillers begleitet, wird sich erst mit einer gewissen Scheu an die Studie wagen, in der sich Gerhard Storz als nicht geringerer Kenner mit dem Landesherrn befaßt, der als «zweiter Vater» zugleich Förderer und Bedrucker des noch nicht entfalteten Genies war.

Der Frage, ob Karl Eugen von Württemberg vor der Geschichte ohne die Gleichzeitigkeit mit dem größten seiner Karlsschüler nur als einer der zahlreichen Kleinfürsten im Spannungsfeld zwischen Absolutismus und Aufklärung verzeichnet geblieben wäre, schickt der Forscher einen Hinweis auf die besondere Struktur des von ihm übernommenen Staatswesens voraus, die den Herzog in ständiger Berührung, zumeist im Konflikt mit dem «alten guten Recht» zeigt, auf das die Landstände alter Art pochten, und zumal ihr engerer Ausschuß als deren aktiver Kreis. Eine ebenso klare wie knappe Analyse zeigt, daß sie, entgegen der bis heute landläufigen Meinung, alles andere als eine Volksvertretung darstellten, eher eine oftmals von engen Auffassungen getragene Nebenregierung der als «Ehrbarkeit» herausgehobenen Schicht, um nicht zu sagen: Clique. Doch trotz aller gegensätzlichen Gegebenhei-

ten, und ohne das selbstherrliche Wesen des jung zum Thron gelangten Herzogs zu beschönigen, befaßt sich Storz überzeugend mit vielen Ansätzen beiderseitigen guten Willens, seitens der Landstände nicht zuletzt mit häufigem Entgegenkommen auf dem zu allen Zeiten und so auch damals wichtigsten Gebiet der Geldbewilligung.

Entwicklung und Gestaltung jenes von den Tagen Herzog Ulrichs herrührenden «alten Rechts» sind vom staatsmännischen Verständnis des Autors ebenso übersichtlich dargestellt wie die Gründe, warum die Eintracht der über das Land gesetzten Partner keinen Bestand behalten konnte. Hier spricht unzweifelhaft die Wesensart des jungen Herrn wie der Einfluß seiner Zeit mit, in der sein Selbstgefühl nicht hinter der Prachtentfaltung anderer Fürsten zurückstehen wollte – dazu die im Hause Württemberg nicht seltene Triebhaftigkeit. Wichtig auch das Scheitern seiner Ehe mit einer protestantischen Brandenburgerin, für die nun – im lutherischen Lande – die Landschaft schon des Bekenntnisses wegen eingenommen war. Indessen wird dargetan, daß sich Karl Eugen nie – entgegen dem Ruf seines Vaters Karl Alexander – in den Verdacht gebracht hat, das Land gewaltsam katholisch machen zu wollen; doch seine politische Parteinahme für Frankreich und Österreich regte die Gemüter auf, die in dem von jenen bekämpften Preußenkönig den Verteidiger ihres evangelischen Glaubens sahen – ganz allgemein und auch im Blick auf Württemberg.

Auf solchem Boden blühte der Weizen verantwortungsloser Ratgeber, wie eines Monmartin, der die raschen Eingebungen seines Herrn zu nutzen wußte, indem er ihm die Mittel zu einer glanzvollen Hofhaltung und einer weit über die Grenzen hinaus berühmten Kunstpflege verschaffte – auf Wegen, wo Widerstand und Kritik durch die Aufwallungen des Herzogs nicht von persönlicher Härte verschont blieben. Auch die Opfer solcher Gewaltakte werden aus genauer Kenntnis charakterisiert: Schubart vor allem, ebenso der Landschaftskonsulent Moser, der sich, nach mannhaftem Eintreten für die Sache der Landschaft, später bei den eigenen Genossen noch ins Licht der Parteinahme für den Herzog setzte – ein Beispiel, wie dieser nicht nur durch seine herrscherliche Stellung, sondern auch persönlich immer wieder zu gewinnen wußte und somit schon aus sich heraus der Mann für eine erstaunliche Einkehr war: für das große öffentliche Bekenntnis seiner Fehler und, in der Folge, für eine neue Lebensführung.

Hier tritt das Unwägbare hinzu, der Einfluß der äußerlich so schlicht wirkenden Gefährtin, die dem unsteten Mann in seiner Spätzeit die Ruhe des Gemütes zu schenken versteht. Diesem stillen Einfluß Franziskas von Hohenheim gilt eines der ansprechendsten Kapitel des Buches. Es ist aufschlußreich auch dadurch, daß der zuvor fast unersättlich schweifende Karl Eugen durch lange Jahre mit zäher Beständigkeit gegen alle Hindernisse ankämpfte, die aus Standes- und zumal kirchlichen Rücksichten der Legitimation dieser Bindung entgegenstanden. So wird die über Generationen fortwirkende Beliebtheit des zuvor durch sein wüstes Treiben gefürchteten «Carl Herzich» aus dem Tun seiner späten Jahre einleuchtend gemacht. So neigt

man mit dem Verfasser bei Abwägung der sehr verschiedenen Urteile, die man aus dem Munde Schillers für seinen früheren Gebieter kennt, dazu, dem Guten in seiner Menschlichkeit das größere Gewicht zuzusprechen. Dieses Verstehen scheint mir das Bedeutsamste an diesem Lebensbild, letzten Endes ist es doch weit mehr geworden als die vom Verfasser zunächst an die Spitze gestellte Abwägung fürstlicher und ständischer Gerechtsame, deren Streitfragen ein knappes Menschenalter danach in einer veränderten Weltlage seinen Abschluß fanden und auch durch die kämpferischen Töne eines Uhland nicht wiederbelebt werden konnten. Und nun noch einmal zu Schiller: wenn Peter Lahnsteins liebenswerte Studie den Sohn Schwabens alle Gaben der Heimat in die Weite mitnehmen läßt, so wächst durch die unbestechliche Schilderung von Gerhard Storz die Sympathie auch für den, der – zunächst scheinbar erfolglos und feindlich – doch mehr an Schiller geformt hat, als vielfach zugebilligt würde. Wilhelm Kohlhaas

ROLF ITALIAANDER: Ein Deutscher namens Eckener. Luftfahrtpionier und Friedenspolitiker. Vom Kaiserreich bis in die Bundesrepublik. Verlag Friedr. Stadler Konstanz 1981. 564 Seiten, 50 Abbildungen. Leinen DM 42,-

Es ist noch gar nicht so lange her, daß hier vom selben Verfasser und aus dem gleichen Verlag Bücher über Hugo Eckener und über den Grafen Zeppelin anzuzeigen waren. Von beiden Büchern war rühmlich anzumerken, daß der Verfasser dem Dokumentarischen den Vorrang gegeben hatte vor der eigenen Darstellung. Das gleiche Prinzip herrscht auch hier über weite Strecken. Nur tut dieses Verfahren in der Biografie einer Persönlichkeit, in der zugleich die Zeit «Vom Kaiserreich bis in die Bundesrepublik» gespiegelt werden soll, eine andere Wirkung: die vielen vom darstellenden Kontext abgehobenen Dokumente (mehr oder weniger vollständig zitierte Briefe vor allem) lenken die Aufmerksamkeit auf immer wieder andere Facetten der Persönlichkeit Eckeners und überlassen dem Leser, was vielleicht doch eher die Aufgabe des Autors gewesen wäre: die Geschichte eines Lebens in den charakteristischen Zügen und Bezügen zu erzählen und daraus ein Gesamtbild der Persönlichkeit zu entwerfen. Die hier angewendete Methode macht vielleicht die Lektüre etwas anstrengender, auf der anderen Seite wird jedoch so vermieden, daß – wie so oft in der biografischen Literatur – immer wieder der Blick auf den «Helden» verstellt wird durch ein höchst subjektives Bild, das sich der Autor von ihm zurechtgemacht hat.

Da ein Lebensbild Eckeners – bedingt durch die Eigenart seiner Persönlichkeit und durch die Besonderheit seines Lebenswerks – zugleich die Geschichte seiner Zeit mit ihren politischen, technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen reflektieren muß, da außerdem der Autor über unvergleichlich reiche Materialien verfügen konnte, ist eine vielfältige und höchst aufschlußreiche Studie über eine interessante, wichtige Persönlichkeit und das Umfeld ihres Lebens entstanden – und zugleich auch ein wichtiges Kapitel der Landeskunde des Bodenseeraumes.

Johannes Wallstein

ADOLF LAYER (Hg.): Lebensbilder aus dem bayerischen Schwaben. (Herausgegeben von der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayer. Landesgeschichte, Band 12.) A. H. Konrad Verlag Weißenhorn. 458 Seiten, mit Porträts. DM 29,-

Gleichsam im Wettbewerb mit den schwäbisch-fränkischen Lebensbildern, wenn auch in kleinerem Format, aber in der «Fülle der Geschichte» immer wieder adäquat, erscheint eine neue Serie von Persönlichkeiten des staatlich in Bayern aufgegangenen, in Wesen und Sprache noch immer unverkennbar schwäbischen Raumes. Hatte der erste Band vor 30 Jahren in berechtigtem Selbstbewußtsein mit den beiden Holbein, mit Georg von Frundsberg, mit Agnes Bernauer und Sebastian Kneipp eingesetzt, so war auch für die folgenden an geistlichen und weltlichen Fürsten, an hervorragenden Frauen und Männern von Geist und Tatkraft kein Mangel gewesen. Auch der nach längerer Pause gefolgte 12. Band bestätigt diesen Reichtum aufs neue.

Mit der Gattin Oswald von Wolkensteins, Margarete von Schwangau, die dem Ritter und Sänger des ausgehenden Mittelalters durchaus ebenbürtig gewesen sein muß, beginnt die Reihe, die den Musiker Lachner, den Schriftsteller Hofmiller, aus der Renaissance den Finanzpolitiker Fugger und, wohl als interessanteste Erscheinung, den Pater Englert zeigt, der als Seelsorger auf der Osterinsel sein Lebenswerk in der Bewahrung der dortigen Sprache erfüllte, die ohne ihn untergegangen wäre. An die Sinnlosigkeit der Zertrennung des Alt-Ulmer Stadt- und Festungsbereichs erinnert das Lebensbild des Bürgermeisters von Neu-Ulm, Wilhelm Sick, württembergischer Abstammung aus dem Raum von Bittenfeld und Marbach, der für den bayerisch gewordenen Brückenkopf im Jahr 1867 das Stadtrecht erwirkte. Nennen wir noch Ludwig Curtius, den Forscher zwischen Heimat und Antike, aber auch damit ist die Summe der in dieser Sammlung gebotenen Anregungen noch längst nicht ausgeschöpft.

Wilhelm Kohlhaas

Varia

KARLHEINZ SCHAAF: Versuch Walter Münch hochleben zu lassen. Se! – da nimms –. Eine Festgabe seiner Freunde zum 70. Geburtstag. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 96 Seiten, Abbildungen. Pappband.

Es wäre unangemessen, einzelne Namen oder Texte herauszugreifen, wo sich ein Zeichner und sechsundzwanzig Autoren zusammengetan haben, um einen Jubilar zu ehren. Bemerkenswert aber ist die Tatsache, daß die Beteiligten zwischen 1900 und 1958 geboren sind: ein Zeichen für die zusammenführende und integrierende Kraft des Gefeierten. Daß die meisten von ihnen aus schreibenden Berufen – also aus Literatur, Wissenschaft und Journalismus – kommen, ergibt sich nicht nur daraus, daß er sie im literarischen Forum Oberschwaben vereint hat, es erinnert auch daran, daß er selbst ein Autor von Graden ist (der dies allerdings viel zu selten hat erkennbar werden lassen). So und anders ist dieser Band voller offener und in-

direkter Information über eine unvergleichliche Persönlichkeit, von der ein gutes Stück oberschwäbischer Geschichte in den letzten Jahrzehnten geprägt worden ist. Darüber hinaus wird für den, der Übung im Aufschlüsseln hat (im Hinter-Hören, und nicht nur im Hinter-Fragen), in diesem – nur dem ersten und äußersten Anschein nach schmalen – Band eine Fülle von Tatsachen, Bezügen und Gedanken erkennbar, die auch die Landschaft erhellen, in der Walter Münch vor allem gewirkt hat und wirkt: Oberschwaben insgesamt und das Allgäu ganz besonders.

Maria Heitland

75 Jahre Eichendorff-Realschule Reutlingen 1906–1981. Festschrift zum 75. Jubiläum der Eichendorff-Realschule Reutlingen im September 1981. Herausgegeben von der Eichendorff-Realschule Reutlingen, 96 Seiten, kartoniert. DM 10,–

Hat man die lange Tradition der Volksschulen (gegründet im 16. Jahrhundert) und Höheren Schulen (entstanden aus den Gelehrten Schulen des Mittelalters) vor Augen, so könnte man zunächst meinen, das 75jährige Gründungsjubiläum der Eichendorff-Realschule Reutlingen sei nicht besonders bemerkenswert. Bedenkt man jedoch, daß diese erst 1906 als Mädchen-Mittelschule entstandene Bildungseinrichtung die «Mutterschule» aller mittleren Schulen der Kreise Reutlingen und Tübingen ist, so wird einerseits die Bedeutung dieses Jubiläums deutlich und andererseits der stürmische Ausbau des mittleren Schulwesens in den vergangenen dreißig Jahren offensichtlich: 13 Realschulen und 2 Realschulzüge an Hauptschulen wurden in dieser Zeit im Umkreis von etwa 20 km um die Jubiläumsschule auf- und ausgebaut.

Gegründet wurde die Eichendorff-Realschule vor 75 Jahren als Standesschule für die Töchter der Reutlinger Handwerker- und Beamtenfamilien. Während die Höhere Mädchenschule in Reutlingen vor allem altsprachliche Bildung vermittelte und die angesehene Oberrealschule am Ort Mathematik und Naturwissenschaften pflegte, bereitete die Mädchen-Mittelschule ihre Schülerinnen zunächst auf den Hausfrauenberuf vor und erst in zweiter Linie auf kaufmännische Berufe. Steigende Anforderungen in vielen Berufen ließen in unserem Jahrhundert ein breites Band von berufsvorbereitenden Fachschulen, Fachhochschulen und beruflichen Gymnasien entstehen. Die Realschule hat sich daher in den letzten Jahrzehnten von einer mittleren Mädchenschule zu einer Schule entwickelt, der die Aufgabe zufällt, Schülerinnen und Schüler direkt auf das Berufsleben vorzubereiten, aber vor allem auch für die berufsvorbereitenden Folgeschulen vorzubilden.

Diese Entwicklung zeigt die vom Lehrerkollegium der Eichendorff-Realschule herausgegebene und nur dort zu beziehende Festschrift besonders anschaulich. Während Schulamtsdirektorin Margarete Schellenberg, die selbst einmal Rektorin der Jubiläumsschule war, die allgemeine Entwicklung des mittleren Schulwesens im Raum Reutlingen beschreibt und aufgrund ihres intensiven Aktenstudiums einen wissenschaftlich außerordentlich wertvollen Beitrag zur spärlichen Geschichtsschreibung des deut-

schen Realschulwesens leistet, bietet das Lehrerkollegium unter der Federführung von Rektor Jakob Joos einen reich bebilderten und anregenden Streifzug durch die Geschichte der Festschule.

Gerd Friedrich

MICHAEL HERBERT: **Erziehung und Volksbildung in Altwürttemberg.** Umbruch und Neuorientierung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Studien und Dokumentationen zur deutschen Bildungsgeschichte, Band 20). Beltz Verlag Weinheim und Basel 1982. 530 Seiten. Kartoniert DM 35,–

Vorarbeiten zur Erforschung der Volksschule in Württemberg sind kaum geleistet worden, sieht man einmal ab von den zahlreichen Detailstudien über lokale, eng begrenzte Einzelprobleme; nur sechs umfassendere Untersuchungen über das Volksschulwesen lagen bisher vor. Die Arbeit von Michael Herbert ist aus dieser Forschungslage heraus sehr zu begrüßen, zumal sie die gerade wenig erforschten altwürttembergischen Volksschulverhältnisse im Auge hat. Der Autor geht von zwei Leitfragen aus: «In welcher Weise haben in der deutschen Schule des Herzogtums Württemberg Umorientierungsprozesse stattgefunden und wie sehen diese konkret aus?» sowie «Wie ist die Entwicklung des südwestdeutschen Schulwesens in gesamtgesellschaftliche Entwicklungen eingebettet?» Die Studie beschreibt vor dem Hintergrund der Aufklärung und Säkularisation den schulischen Umbruch: In dem Maße, wie Untertanen zu «Bürgern» werden, Frauen sich allmählich für ihre individuellen Bedürfnisse interessieren und das Kind in seiner Bildsamkeit und Offenheit gegenüber dem Erzieher erkannt wird und seine Erziehung nach Regeln verlaufen soll, erlebt die deutsche Schule (die spätere Volksschule) ihren grundlegenden Funktionswandel. Von einer Katecheseschule entwickelt sie sich zu einer auf gesellschaftliches Leben und Beruf hinzielenden, an der Schulung der Verstandeskräfte des Kindes orientierten Bildungsstätte.

Gerd Friedrich

JÜRGEN SYDOW (Hg): **Städtische Versorgung und Entsorgung im Wandel der Geschichte.** (Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Band 8.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 214 Seiten. Kartoniert DM 45,–

In diesem Band ist die 18. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung vom 3. bis 5. November 1979 in Villingen dokumentiert. Die im Titel angegebene Themenbreite ist in zweifacher Hinsicht einzuschränken: die Beiträge befassen sich zum einen schwerpunktmäßig mit dem Mittelalter und der beginnenden Neuzeit, sparen also das 19. Jahrhundert – auch in einem der abgedruckten Diskussionsbeiträge wird dies beklagt – nahezu ganz aus und beschränken sich zum anderen im wesentlichen auf die Erörterung der Versorgung mit Wasser, Holz und anderen Energiearten sowie mit der Beseitigung von Abwässern, Abfall und tierischen und menschlichen Exkrementen; die Versorgung mit Lebensmitteln – schon früh als eine «öffentliche» Auf-

gabe angesehen – wird nur am Rande gestreift, und die Wohnungsversorgung wird überhaupt nicht angesprochen.

Aber auch die auf – und zwar bis heute – wesentliche Bereiche kommunaler Versorgungs- und Entsorgungspolitik konzentrierte Darstellung vermag sowohl in den mehr eine Gesamtschau anstrebenden Beiträgen als auch durch die aufgezeigten Einzelbeispiele neue Einsichten zu fördern. Ulf Dirlmeier (Kommunalpolitische Zuständigkeiten und Leistungen süddeutscher Städte) tritt dem weitverbreiteten «Bild vom schmutzstarrenden Mittelalter» entgegen und weist nach, daß im Mittelalter das Problem der Reinhaltung von Wasser und Luft ausführlich in theoretischen Beiträgen behandelt wurde, so z. B. im weit verbreiteten Fürstenspiegel des Aegidius Romanus (1277/79), der u. a. detailliert auf Fragen der hygienischen Wasserversorgung eingeht. In den großen Städten wurden bald eingehende Regelungen für die Sauberhaltung von Wasser und Luft erlassen; selbst Lärmschutzmaßnahmen (etwa zugunsten der Universität Tübingen und ihrer Professoren) gab es.

In Württemberg nahm sich auch der Landesherr in vielfacher Weise der Versorgungs- und Entsorgungsfragen an. Uwe-Jens Wandel (Umweltfragen in der altwürttembergischen Gesetzgebung) hat die Reyschersche Gesetzesammlung auf «umweltrelevante Bestimmungen» durchgesehen und dabei beispielsweise herausgefunden, daß darin von Straßenreinigung und Müllabfuhr erstmals im Jahr 1666 im Zuge von Vorbeugungsmaßnahmen gegen die Pest die Rede ist: *weilen . . . durch wüstes und unsauberes Wesen aber die Luft gar leichtlich inficiert und corruptiert werden kan*. Allerdings war für den Herzog nicht immer das gemeine Wohl ausschlaggebend; das sehr neuzeitlich anmutende Verbot, Ameisenhaufen zu zerstören, geschah aus der Befürchtung, daß in Ermangelung der erforderlichen Ameysen-Ayer Unserer Herzoglichen Fasanerie großer Schaden und Nachtheil zugefügt werde.

Schließlich kommt auch der Aspekt der städtischen Repräsentation hinzu – vor allem beim Bau von Brunnen, die ja in erster Linie Versorgungsfunktion hatten; aber auch die Anlage verdeckt fließender Ableitungen der Kloake wird unter dem Gesichtspunkt der Verschönerung des Stadtbildes hervorgehoben.

Einige Beiträge des Bandes berichten über Einzelfragen (Stadtbäche, Heinrich Schickhardts Wasserleitung zum Schloß Hellenstein, Entsorgungsprobleme der Reichsstadt Nürnberg). Interessante Vergleiche ermöglichen die Aufsätze über die Versorgung der Städte in der Slowakei, über Wasserversorgungsprobleme in Ungarn und über den Almkanal in Salzburg.

Erfreulich und zu begrüßen ist, daß mit dieser Veröffentlichung der Versuch gemacht wird, ein bisher vernachlässigtes Kapitel historischer Lebensumstände differenzierter darzustellen.

Werner Frasch

WERNER WALZ: **Wo das Auto anfing**. Die Geschichte einer Weltmarke. Verlag Fried. Stadler Konstanz 1981. 196 Seiten, zahlreiche Abb., teils in Farbe. Leinen DM 48,–

Das «Auto», von dem hier die Rede ist, die «Weltmarke» im Untertitel – damit ist das Statussymbol mit dem Stern gemeint. Wer das Buch – wie sich's gehört – von vorn nach hinten liest, kommt erst gegen später darauf, daß es sich um nichts weiter als um eine PR-Schrift für die Stern-Firma handelt; erst gegen Schluß wird das überdeutlich in den werbewirksamen Fotos, in den entsprechenden Texten dazu. Da ist dann der Schritt nicht mehr weit zum Organisationsschema der Firma und zur «Philosophie eines Unternehmens». Da wird es dann auch erklärlich, daß es zwar eine Überschrift gibt «Die große Repräsentation» und ein Bild vom letzten Kaiser in einem Produkt der Firma – nichts jedoch von gewissen anderen «Größen», und ebenso, daß neben ausführlichen Abschnitten über Rennsiege der Silberpfeile militärisch verwendbare Leistungen vor 1945 nur nebenbei angedeutet werden im Abschnitt über «Flug- und Luftschiffmotoren seit 1926».

Um es noch einmal deutlich zu sagen: dies ist keine Firmengeschichte im eigentlichen Sinne, sondern eine Werbeschrift – auch wenn das nicht allzu deutlich erkennbar gemacht wird. Also kann man nicht die Informationsdichte und -qualität erwarten, wie sie von mancher Firmengeschichte schon geliefert worden ist. (Daß von den Leuten, die «beim Daimler» schaffen, nur auf zwei knappen Seiten die Rede ist und von Problemen wie Boxberg schon gar nicht, wird niemanden mehr verwundern.)

Johannes Wallstein

In einem Satz . . .

Die Zahl der zu besprechenden Bücher nimmt von Monat zu Monat zu. Autoren und Verleger scheinen keine schlechte Meinung von dieser Zeitschrift zu haben, wenn sie so sehr Wert darauf legen, hier besprochen zu werden. Aber alles hat seine Grenzen, auch der Platz für Buchbesprechungen. Um möglichst vielen Publikationen und den Ansprüchen der Leser gerecht zu werden, wollen wir künftig noch eine Art von Kurzrezension einführen: Besprechungen in einem einzigen Satz.

HUGO MOSER: **Schwäbischer Volkshumor**. Neckereien in Stadt und Land, von Ort zu Ort. Zweite, ergänzte Auflage. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 678 Seiten, 16 Karten. Gebunden DM 39,–

Das verdienstvollerweise neu aufgelegte und zum Teil auch überarbeitete Sammelbuch der Ortsneckereien und «freundnachbarlichen» Übernamen gibt nicht nur Einblicke in den «Volkshumor», sondern macht auch mancherlei volkscundlich interessante und bedeutungsvolle Zusammenhänge erkennbar – von den Lebensgewohnheiten bis zu verschiedenen Arten des Sprachverhaltens.

KURT KNEER (unter Mitarbeit von SIEGFRIED MALL): **Alte Steinkreuze im Raum Ulm**. Museumsgesellschaft Ehingen 1981. 59 Seiten. Geheftet

Diese Fortsetzung dessen, was vor Jahren schon für den Altkreis Ehingen geleistet worden ist, will nicht ein lokaler Ersatz für die jetzt vorliegende Gesamtdarstellung von B. Losch sein, sondern mit konkreten Hinweisen auf Lage,

Zustand und Geschichte der Steinkreuze in der engeren Heimat Aufmerksamkeit der Mitbürger mobilisieren und möglichst weitere Abgänge solcher Steinmale verhindern.

ARTHUR MAXIMILIAN MILLER: **Adolf Adamer 1904–1963.** Lehrer und Zeichner (Kleine Kostbarkeiten im Allgäu, Band 7). Verlag für Heimatpflege Kempten 1981. 119 Seiten, zahlreiche, zum Teil farbige Abbildungen. Pappband DM 16,80

Ob Mitmenschen aus der engeren Heimat, Bäume, Häuser oder Landschaften – der Stift des zeichnenden Lehrers erfaßt sie mit der gleichen Genauigkeit und eben soviel Zuneigung, wie der Dichter – zu seinem 80. Geburtstag kam das Bändchen heraus – die in den Bildern angeschlagenen Themen aufnimmt, fortführt und ausdeutet.

LUDWIG FINKH: **Gaienhofener Idylle.** Erinnerungen an Hermann Hesse. Verlag Karl Knödl, Reutlingen 1981. 128 Seiten. Kartiert DM 16,80

Nachgelassene, bislang unveröffentlichte Aufzeichnungen, Erinnerungen und Erzählungen, die nicht nur die gemeinsame Zeit am Bodensee schildern, sondern zugleich ein Bild Hesses aus der Sicht Ludwig Finkhs entwerfen, so daß hier über diesen Autor mindest so viel zu erfahren ist wie über den zu größerem Ruhm gelangten Freund.

Literatur am See 1. Mit Beiträgen von Peter Adler, Manfred Bosch, Hans Georg Bulla, Maria Beig, Joachim Hoßfeld, Peter Renz. Herausgeber: Landrat Dr. Bernd Wiedmann. Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1981. 128 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 9,80
Der erste Band einer weiteren Publikationsreihe aus dem Landratsamt in Friedrichshafen dokumentiert eine öffentliche Lesung von zeitgenössischen Autoren aus dem Hinterland des Bodensees und vereint höchst Unterschiedliches, von dem ein Teil sicher noch nicht eine so »dauerhafte« Darbietung rechtfertigt.

JOHANNES BINKOWSKI: **Wege und Ziele.** Lebenserinnerungen eines Verlegers und Publizisten. Konrad Theiss Verlag Stuttgart, und Droste Verlag Düsseldorf 1981. 240 Seiten. Leinen DM 30,–

Der bekannte Zeitungsverleger, der als Medienpolitiker und langjähriger Präsident des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger weit über das Verlegerische hinaus wirksam geworden ist, erinnert sich an sein von katholischem Glauben getragenes, auf Information und Bildung zielendes, von öffentlicher Verantwortung bestimmtes Leben.

JOHANNES BINKOWSKI: **Jugend als Wegbereiter.** Der Quickborn von 1909 bis 1945. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1981. 296 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 36,–

Aus eigener Erfahrung und Erinnerung an verantwortliche Beteiligung gibt der bekannte Zeitungsverleger und Medienpolitiker einen Einblick in ein wichtiges Kapitel der katholischen Jugendbewegung in Deutschland, wobei er

es an selbstkritischen Überlegungen – etwa im Zusammenhang des distanzierten Verhältnisses zur parlamentarischen Demokratie der Weimarer Republik – durchaus nicht fehlen läßt.

WOLFGANG FIEGENBAUM: **Deutsche Dampflokomotiven 1960–1980.** kohlhammer edition eisenbahn. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz 1981. 160 Seiten, 161 Abbildungen, davon 79 farbig. Leinen DM 89,–

Viele romantische Bilder, viele eindrucksvolle Detailaufnahmen geben dem Freund der Dampflok anregenden Anlaß zu mancherlei Betrachtung – bis hin zu den nur mit Wehmut anzuschauenden Bildern vom Abwracken der ausgedienten Loks –, während die meist knapp-fachlichen Legenden nur für den profunden Kenner gedacht zu sein scheinen.

WOLFGANG FIEGENBAUM: **Die Straßenbahn-Betriebe in der Bundesrepublik Deutschland.** kohlhammer edition eisenbahn. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz 1981. 144 Seiten, 132 farbige Abbildungen. Leinen DM 89,–

Hier handelt es sich im wesentlichen um eine Bestandsaufnahme aus 33 Städten der Bundesrepublik, bei der das Äußere der Fahrzeuge in den Bildern dominiert, das Technische in Tabellen zusammengefaßt wird, während die Beziehungen zwischen Stadttopografie und Streckennetz und erst recht die Benutzer – Fahrgasträume werden nicht ein einziges Mal gezeigt – so gut wie keine Beachtung finden.

Weitere Titel

BRUNO EFFINGER, GISELA LINDER u. a.: **Kunst der Moderne I.** Überblick über die Kunst der Moderne in der Region Bodensee-Oberschwaben Teil 1 (Kunst am See 6). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1981. 88 Seiten, 83 z. T. farbige Abbildungen. Broschiert DM 27,–

FINANZMINISTERIUM BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg): **Barockbauten in der Obhut des Landes Baden-Württemberg.** C. F. Müller Karlsruhe 1981. 84 Seiten, zahlreiche, z. T. farbige Abbildungen. Broschiert

HEIMAT UND ARBEIT (Hg): **Der Kreis Emmendingen.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 568 Seiten mit 176 teils farbigen Kunstdrucktafeln. Leinen DM 49,–

ALBERT ALLGAIER: **Streifzüge durch Schwaben.** Band 1: Schwäbische Alb, Schwarzwald, Oberschwaben und Bodensee. Sehenswürdigkeiten und Kleinode in Städten und Schlössern, Burgen, Kirchen und Klöstern. Mit kleinen Wandervorschlägen. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1981. 165 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Kartiert DM 29,80

ALBERT ALLGAIER: **Streifzüge durch Schwaben.** Band 2: Schwäbischer Wald, Neckarland und Hohenlohe. Sehenswürdigkeiten und Kleinode in Städten und Schlössern, Burgen, Kirchen und Klöstern. Mit kleinen Wandervorschlägen. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1981. 174 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Kartiert DM 29,80

Heimatkunde im Bild Fotowettbewerb des shb

Zwischen Denkmal- und Naturschutz gibt es mancherlei Überschneidungen, die bislang zu wenig Beachtung gefunden haben: Ein ehemaliger Klosterweiher mag ein Kulturdenkmal sein und zugleich naturschutz-wichtiges Feuchtbiotop; in einem Schloßgarten sind möglicherweise historische Anlage und Pflanzenbestand gleich schutzwürdig. Solche Fälle sind mehr oder weniger eindeutig.

Anders dagegen, wenn Gebautes an sich nicht von herausragender Bedeutung ist, sondern erst durch seine Lage, durch sein natürliches Umfeld besonderen Reiz und schutzbegründenden Rang bekommt. Oder umgekehrt, wenn ein ganz bestimmtes, aber nicht für sich genommen schon schutzwürdiges Bild der natürlichen Gegebenheiten – Einzelbäume, Alleen, Baumgruppen, offene Heide o. ä. – erst durch die Zuordnung zu einem Bauwerk oder anderen Kulturdenkmalen oder auch wegen seiner Geschichte schutzwürdig und schutzbedürftig wird. Hier bedarf es oft nicht nur des Augenscheins, sondern auch gewisser Kenntnisse von den Zusammenhängen, um Eigenart, Bedeutung und Rang – und damit die Schutzwürdigkeit – solcher Ensembles zu erkennen, die von Natur und Kultur gemeinsam und gleichermaßen bestimmt sind.

Um den Blick des Einzelnen und das Aufmerken der Öffentlichkeit auf solche «Zusammenklänge» des eher Unbedeutenden zu gemeinsamer Bedeutung zu richten, um dadurch auch deren Schutz zu begründen, zu fördern, zu verstärken (je nachdem), schreibt der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND einen Wettbewerb aus, für den die folgenden Bedingungen gelten sollen:

1

Gesucht werden Fotos, auf denen typische Beispiele für die Überschneidung und wechselseitige Unterstre-

ichung von Natur und Kultur abgebildet sind.

Es können Einzelbilder oder Serien zum Thema eingereicht werden; jeder Einsender kann sich gleichzeitig in beiden Sparten beteiligen.

2

Für die besten Wettbewerbsleistungen werden ausgelobt: für Serien ein 1. Preis mit DM 1000,-, ein 2. Preis mit DM 500,- und ein 3. Preis mit DM 300,-; für Einzeldarstellungen betragen die Preise DM 300,-, 200,- und 100,-. Außerdem werden – für beide Sparten zusammen – 30 Buchpreise bereitgestellt.

Wenn die eingereichten Arbeiten dies begründen, kann die Jury mit Einstimmigkeit die angesetzten Beträge anders verteilen und dabei auf die Verleihung der einen oder anderen Preisklasse ganz verzichten.

Die Preise werden auf der ordentlichen Mitgliederversammlung 1983 vergeben.

3

Die Fotos müssen aus dem Vereinsgebiet stammen und durch einen Text von nicht mehr als 30 Schreibmaschinenzeilen erläutert werden, der insbesondere die im Bild nicht abzulesenden historischen Zusammenhänge darstellt und das Besondere des im Bild Dargestellten hervorhebt.

4

Zugelassen sind nur Schwarzweiß-Fotos – Mindestformat 15x15 –, die noch nicht veröffentlicht sind.

5

Die Jury besteht aus den Mitgliedern des Engeren Vorstands des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, der bis zu vier weitere Juroren aus dem Kreis von Vorstand und Beirat hinzuberufen kann.

6

Bewertet wird nach folgenden Kriterien:

Erfüllung der thematischen Aufgabe / Aufspüren eines besonders prägnanten, aber weniger bekannten Beispiels / Fotografische Qualität / Qualität – sachlich und stilistisch – des ergänzenden Textes.

7

Teilnahmeberechtigt sind alle Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES außer den Mitgliedern der Jury. Die Bewerbungen sind mit einem Kennwort versehen und anonym an die Geschäftsstelle einzureichen; die Anschrift des Einreichers ist in einem mit dem gleichen Kennwort versehenen, verschlossenen Umschlag beizufügen.

8

Einsendeschluß ist der 30. 11. 1982.

9

Die eingereichten Fotos und Texte gehen in das Eigentum des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES über. Dieser erwirbt damit zugleich das Recht, sie in vereinseigenen Publikationen (gegen das übliche Honorar) zu veröffentlichen oder – im Original oder reproduziert – auf Ausstellungen zu zeigen.

10

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Erneut Spende für das Pfrunger Ried

(sh) Bereits 1979 sammelte eine Gruppe von Tübinger Studenten über 1000,- DM für Grundstückskäufe im Pfrunger Ried. In diesen Tagen erhielt der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND wiederum eine größere Spende von Studenten, die das Pfrunger Ried auf Exkursionen besucht hatten: DM 2100,- sollen gezielt für den Ankauf von Feuchtgebieten verwendet werden. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt den Spendern sehr herzlich!

Peter Haag-Preis 1982 nach Blaubeuren vergeben

(sh) Der vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND ausgelobte Peter Haag-Preis für beispielhaft wiederhergestellte Bau- und Denkmale wurde in diesem Jahr von der Jury unter Vorsitz von Professor Willi K. Birn Herrn Josef Unsöld für sein Haus Marktstraße 13 in Blaubeuren zuerkannt. Das vom Verfall und



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

Damit Sie später mal die
Kindergeburtstage im eigenen
Zuhause oder in der schick
modernisierten Mietwohnung
feiern können –
jetzt LBS-
Bausparen.

Wer früh genug LBS-Bausparer
wird, kommt auch in Zukunft
sicher zu eigenen vier Wänden.
Dafür sorgen die staatliche
Wohnungsbauprämie und das
günstige LBS-Bauspardar-
lehen zum Festzins von 4,5%
(effektiv 5,37%). Wer Mieter
bleibt, kann seine Bauspar-
vorteile genauso nutzen.
So oder so: Gute Gründe,
jetzt LBS-Bausparer zu werden.
Ihr LBS-Berater berät Sie gern.



Unser Verbund – Ihr Vorteil

 Sparkasse Landesbank
Landesbausparkasse
Sparkassen-Versicherung

Namen und Anschriften unserer LBS-Berater und deren Beratungsstellen entnehmen Sie bitte Ihrem örtlichen Fernsprechbuch unter »Bausparkassen«, Ihrem Gemeindeblatt sowie unseren monatlichen Sprechtagankündigungen in der Tagespresse. Auch alle Sparkassen mit ihren Geschäftsstellen stehen Ihnen für Auskünfte und Beratungen zur Verfügung.

GLÜCKWUNSCH KARTEN



Muster
und Prospekte
7207 Beuron
Beuroner Kunstverlag

Das Gastliche Härtsfeld

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb, das Ferienparadies zwischen Barock und Wacholderheide, das eine Fülle erholsamer Freuden bietet: Natur und Kunst, Hügel und Heide, Wälder und Seen, Burgen, Schlösser und Kirchen, Sport, Spiel und Spaß, „Wandern mit und ohne Gepäck“; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft.



Prospekte vom **Verkehrsverband**
„Gastliches Härtsfeld“ e. V.
Geschäftsstelle Rathaus
7921 Nattheim-Auernheim
Telefon (07326) 347

Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 07043-6065



Winfried Müller Vom Schöpfbrunnen zum Wasserwerk

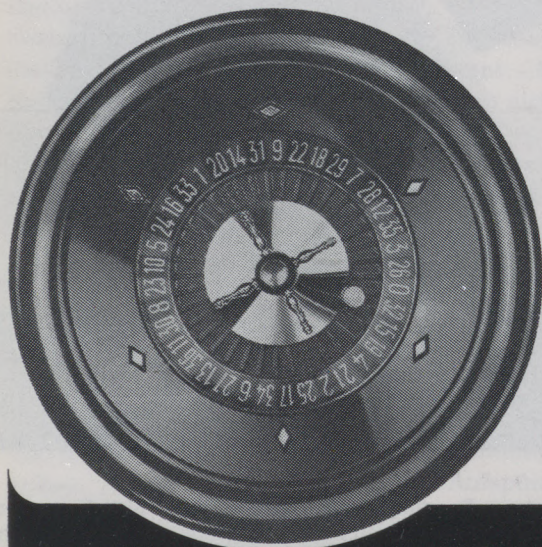
2000 Jahre Wasserversorgung in Baden-Württemberg

108 Seiten mit 109 Abbildungen, größtenteils farbig.
Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag, DM 42,-

Mensch und Wasser im Wandel der Zeiten, von den ersten Brunnen der Frühzeit bis zum Wasserhahn in unseren Häusern, ist das große Thema dieses Buches. Es schildert anschaulich und mit vielen Bildbeispielen illustriert Wassernutzung und Wasserversorgung bei den Bandkeramikern und den Römern, in den Burgen, Klöstern und Städten im Mittelalter. Es erzählt neben vielem anderem vom Christophstollen in Stuttgart und den ersten Pumpwerken, von der genialen Lösung der Albwasserversorgung und den Schwierigkeiten, dem Verbraucher gutes Trinkwasser anzubieten. Ein kurzweiliges und interessantes Lesebuch über das Lebenselixier Wasser.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Gewußt wie. Nichts gewagt und doch gewonnen.



Karl Pflug
Geldberater

Schwer kalkulierbare Risiken, gewagte Spekulationen — auf gut Glück — verursachen Aufregung und Ärger. Das können Sie sich und Ihrem Geld ersparen. Es ist beruhigend, daß der Geldberater gewinnbringende Wege weiß, ohne Kursrisiko und mit Zinsgarantie: Sparkassenbriefe und Sparkassenobligationen. Damit können Sie gewinnen, ohne das Geringste wagen zu müssen. Und daß gerade die Sparkassenbriefe die meistgekauften sind, hat seinen guten Grund: man weiß, was man hat und wer dahintersteht.

wenn's um Geld geht
Sparkasse

Abbruch bedrohte Haus erwies sich als eines der ältesten datierten Fachwerkhäuser im südlichen Württemberg, zu den Besonderheiten gehört u. a. eine holzverkleidete Stube mit Bohlenbalkendecke. Die beispielhafte Wiederherstellung dieses Hauses an einer der Hauptstraßen von Blaubeuren setzt Maßstäbe für weitere Erneuerungsmaßnahmen im historischen Kern der Stadt.

Je eine Plakette des Peter Haag-Preises wurden für zwei ebenfalls herausragende und beispielhafte Wiederherstellungen vergeben:

In Aach (Gde. Dornstetten) hat Herr Joachim Hebenstreit das aus dem frühen 16. Jahrhundert stammende Haus des Waldgedings oder Waldgerichts von entstellenden Veränderungen befreit, von Grund auf erneuert und so die weitere Erhaltung sichergestellt.

In Gönningen hat die Familie Rumsch ein Haus gerettet und wiederhergestellt, das dem Ausbau der Durchgangsstraße hätte weichen sollen, das sog. Kloster, den einstigen Beginenhof. Damit wurde nicht nur ein allerdings noch nicht überall verstandenes Signal gegeben für die weitere Entwicklung des Ortsbildes von Gönningen; die Diskussion um Erhaltung oder Abriß dieses Hauses und seiner Nachbarn hat auch die Bürger der Gemeinde für die Probleme der Denkmalpflege sensibilisiert.

Die Auszeichnungen des Peter Haag-Preises 1982 sollen im Frühsommer in Blaubeuren in einer Feierstunde übergeben werden.

Geislinger «Herrenhaus» vor neuer Zukunft?

(sh) Des öfteren war in diesen Blättern von Geislinger Sanierungsproblemen die Rede. Dabei ging es auch um das sog. Herrenhaus. Inzwischen wurde es vom Regierungspräsidium Stuttgart in das Verzeichnis der zum Kauf angebotenen Kulturdenkmale aufgenommen. Daraufhin sollen sich einige Interessenten gemeldet haben. Damit könnte dem ansehnlichen und in seiner Art seltenen Bauwerk doch noch eine angemessene Sanierung bevorstehen.

Bundespostministerium: So kann man die alten Ortsnamen weiterverwenden

(sh) Unlängst haben wir uns mit folgenden Überlegungen an den Bundesminister für das Post- und Fernmeldewesen Kurt Gscheidle gewandt mit einer Anregung und Bitte: *Die Verwaltungsreform hat eine Vielzahl von Ortsnamen aus den Anschriften verschwinden lassen, sie drohen nun auch aus dem Bewußtsein zu verschwinden. Damit geht ein Stück Beheimatung verloren. Die Post könnte dem helfend entgegenwirken! Indem sie nämlich bei allen amtlichen Formularen zwischen Wohn- und Postort unterscheidet und folgendes Muster verwendet:*

Martin Riedmüller

Pfrondorf

Am Langen Rain 27

7400 Tübingen 9.

Zur Ergänzung wiesen wir darauf hin, daß eine solche Form der Anschriften auch Energie sparen könne: so sei nämlich mancher Umweg zu vermeiden, der sich bisher oft daraus ergebe, daß man immer wieder in die Irre geleitet werde, weil nur wenige wüßten, wo denn nun Stuttgart 80 oder Hamburg 27 zu finden sei.

Kurz darauf kam die Antwort:

Aus postbetrieblicher Sicht ist eine Verwendung der erweiterten Form der Anschrift auf Formblättern der Deutschen Bundespost nicht erforderlich. Aus kundendienstlichen Gründen hat die Deutsche Bundespost allerdings die im Verzeichnis der Postleitzahlen zur Erhaltung und Verwendung von Ortsteilnamen vorgesehenen Hilfen, nämlich die

- Veröffentlichung von Ortsteilnamen (ehemalige Gemeindenamen) im Hauptteil des Verzeichnisses,*
- Veröffentlichung von Ortsteilnamen im Anhang 2 des Verzeichnisses (für Orte mit mehreren durch Nummern unterschiedenen Zustellpostämtern) und*
- Angabe eines Anschriftenmusters mit einem entsprechenden Hinweis auf die erweiterte Form der Anschrift (Vorbemerkungen zum Verzeichnis der Postleitzahlen)*

zur Verfügung gestellt, die nach den bisherigen Erfahrungen voll ausreichen.

Die «erweiterte Form der Anschrift» wird in einem genau unserem Vor-

schlag entsprechenden Beispiel veranschaulicht. Das heißt also: Die von uns vorgeschlagene Form der Adressenangabe ist durchaus post-konform. Man sollte sie also verwenden! Auch wenn die Post die zusätzliche Zeile nicht in ihre Formulare aufnehmen mag. Aber bei privaten wie geschäftlichen Briefbögen, Stempeln usw. steht es ganz bei uns! Was allerdings die «kundendienstliche» Leistung der Post in der neuesten Ausgabe des Postleitzahlenverzeichnisses angeht: Welchem von ferner her Anreisenden ist schon zur Orientierung verholphen, wenn er erfährt, was alles z. B. unter «Leutkirch 1» zusammengefaßt ist: Adrazhofen, Ausnang, Bettelhofen, Diepoldshofen, Heggelbach, Hebrashhofen, Herlazhofen, Hofs, Leutkirch, Mailand, Missen, Niederhofen, Ottmannshofen, Reichenhofen, Schloß Zeil, Unterzeil, Urlau, Wielazhofen, Willerazhofen, Wuchsenhofen Und das ist nur ein Beispiel von vielen!

Landesnatschutzverband zum Problem Speicherbecken

(AGNU) Die Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg hat unlängst Stellung genommen zur Planung von Ausgleichsspeichern zur Niedrigwasseranreicherung des Neckars:

1. Veranlassung und Ergebnisse der Speicherplanung

Aufgrund des von der Landesregierung prognostizierten Energiebedarfs in Baden-Württemberg sollen weitere Wärmekraftwerke insbesondere am Neckar erstellt werden. Für diese Großkraftwerke ist in der Regel eine Kühlturmkühlung vorgesehen. Mit dieser Kühlungsart sind Verdunstungsverluste verbunden, die nach Auffassung der Wasserwirtschaftsverwaltung des Landes «im Hinblick auf die Gewässergüte des Neckars bei Niedrigwasserabfluß nicht in Kauf genommen werden können.»

Die von einer Arbeitsgruppe des Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten und der Energieversorgungsunternehmen in Baden-Württemberg ermittelten Wasserverluste bei Vollast der be-

stehenden und geplanten Kraftwerke mit Verdunstungskühlung sollen 1,25 m³/sec. betragen. Weil «eine Überleitung von Wasser aus anderen Flußgebieten in den Neckar auf absehbare Zeit nicht möglich ist», soll deshalb das erforderliche Ausgleichswasser aus Speichern im Neckareinzugsgebiet bereitgestellt werden.

Als maßgebender Pegel für den Abfluß im Neckar wurde Lauffen gewählt. Die Größe des geplanten Speichervolumens von ca. 9 Mio. m³ ergibt sich aus der Festlegung, daß eine Abdeckung der Verdunstungsverluste, verursacht durch den Kühlturbetrieb der bestehenden und künftigen Wärmekraftwerke, beginnen müsse, wenn der Abfluß am Pegel Lauffen unter 25 m³/sec. sinkt. «Dabei soll eine längere Trockenperiode mit einem Wiederkehrintervall von 15 Jahren abgedeckt werden können.»

Von den zum Vergleich herangezogenen acht Standorten für die geplanten Ausgleichsspeicher kommen nach den Feststellungen des Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten noch die drei nachfolgenden Standorte in Frage:

Bühlertal oberhalb von Bühl bei Tübingen

Waldachtal oberhalb der Gemeinde Haiterbach (Landkreis Calw)

Eyachtal oberhalb von Owingen bei Haigerloch

Eventuell sollen noch die zwei weiteren Standorte

Würmtal oberhalb von Pforzheim

Kleine Enz oberhalb von Calmbach als Alternativen überprüft und beurteilt werden.

Das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Baden-Württemberg will frühestens Ende 1982 eine endgültige Konzeption für den Bau von Ausgleichsspeichern vorlegen. Eine vergleichende ökologische Studie für die noch in Frage kommenden Standorte soll erstellt werden.

2. Fragen zur generellen Notwendigkeit der Speicherbecken

a) Energiebedarf

Bereits in unserer Stellungnahme zur Frage der Energieversorgung vom 26.

4. 1980 als auch in zahlreichen weiteren Diskussionen mit den Vertretern

der Landesregierung und den Fraktionen des Landtags stellten wir die Frage, ob die von der Landesregierung für unabdingbar erachteten neuen Stromkapazitäten im vorgesehenen Umfang überhaupt geschaffen werden müssen (bei einer derzeitigen 50 %-Reserve in der Netto-Engpaß-Leistung der vorhandenen Kraftwerke).

Falls dies zutrifft, wäre zu prüfen, ob dies in zentralen Großkraftwerken nötig ist oder ob es gesamtwirtschaftlich und energiewirtschaftlich günstigere Lösungen mit besserer Umweltwirksamkeit gibt (kommunale Heizkraftwerke mit Fernwärmeversorgung, Kraft-Wärme-Koppelung).

b) Wasserwirtschaftliche Fragen

Die Belastung des Neckars hat sich nach den Angaben der Landesregierung in den zurückliegenden Jahren aufgrund der speziellen Neckarsanierungsprogramme merklich gebessert. Sie wird sich noch mehr verbessern, wenn die weitergehende Reinigung der Stuttgarter Abwässer und die Regenwasserbehandlungsanlagen im Einzugsgebiet des Neckars erstellt sind (Ziel 1985).

Allerdings wird die chemische Belastung durch die sogenannten Neutralsalze (zum Beispiel Chlorite) mit den bisherigen Klärverfahren nicht verringert.

Der Abfluß des Neckars in Niederwasserzeiten hat sich durch die Überleitung von Trinkwasser aus anderen Einzugsgebieten über die Landeswasserversorgung und die Bodenseewasserversorgung spürbar erhöht.

Nach den Ermittlungen und Prognosen der Landesregierung wird der durchschnittliche Wasserverbrauch bis zum Jahre 2000 von gegenwärtig 240 auf 300 l/Kopf und Tag, also um 25 % ansteigen. Der wassermengenmäßige Abfluß dürfte sich also in Niederwasserzeiten so steigern, daß frühere extreme Niederwasserabflüsse im Neckar überhaupt nicht mehr erreicht werden. Demgegenüber darf nicht übersehen werden, daß die Erhöhung des Abflusses ausschließlich von der vermehrten Einspeisung von gereinigtem Abwasser aus Kläranlagen herrührt. Dieses Abwasser ist, wie schon erwähnt,

durch Neutralsalze belastet. Das Verhältnis Frischwasser:Abwasser wird im Niedrigwasserfall dadurch noch ungünstiger. Die Gewässergütekarten geben zwar einen Überblick über die Belastungshöhe durch organische Substanzen, die mikrobiell abbaubar sind, sowie über die dabei entstehenden Abbauprodukte. Salzbelastungen sind aber leider nicht besonders gekennzeichnet; ebenfalls nicht die Aufwärmung des Gewässers.

Wegen der Tendenz einer zunehmenden Aufhöhung der Niederwasserabflüsse durch gereinigte Abwässer dürfte der mittlere Niedrigwasserabfluß sich aber mengenmäßig so erhöhen, daß die Häufigkeit der für notwendig gehaltenen Einspeisung sich ganz erheblich verringert.

Neben den üblichen Kühlturmverfahren mit Verdunstungsverlusten sind inzwischen auch Kraftwerke mit Trockenkühlung in Betrieb genommen, allerdings nur mit kleineren Leistungen.

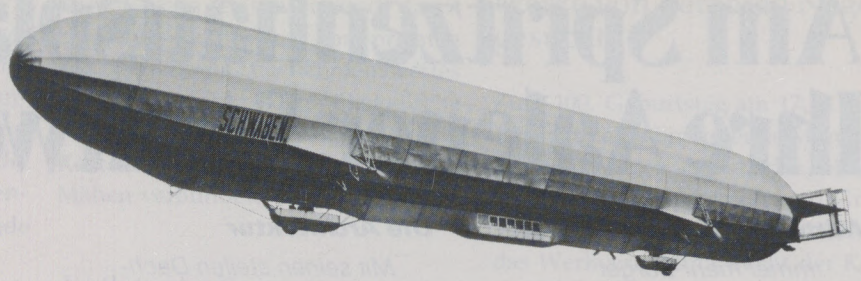
Für dieses Trockenkühlverfahren sind allerdings riesige Kühltürme erforderlich. Dennoch sollte auch dieser Frage nachgegangen werden. Der Bau der Ausgleichsspeicher könnte wohl frühestens Mitte der 80er Jahre beginnen. Neue Technologien für das Trockenkühlverfahren sind aufgrund der Innovationsfähigkeit und Flexibilität der Industrie zweifellos noch zu erwarten.

Für uns stellt sich die weitere Frage, in welcher Weise die Gütesituation, insbesondere auch hinsichtlich der zusätzlichen Belastung durch Mineralstoffe, und damit der ökologische Zustand des Neckars sich verschlechtert, wenn sich der Abfluß in einer Niederwasserperiode um 1,25 m³/sec. verringert. Welche Folgen sind überhaupt zu befürchten, wenn etwa bei einem Abfluß von 22 m³/sec. eine Verringerung von 1,25 m³/sec. an wenigen Tagen im Jahr eintreten wird?

Diese Fragen müßten zunächst eingehend beantwortet werden, um die Notwendigkeit des Baus von Ausgleichsspeichern zu belegen.

3. Zusammenfassung

Nach den bisher vorliegenden Informationen und unseren vorstehend



Mit freundlicher Genehmigung der Luftschiffbau Zeppelin GmbH, Friedrichshafen/Bodensee, GfK Stuttgart.

Das Land mit den unternehmungsfreudigen Erfindern hat auch eine unternehmungsfreudige Bank. Der Zeppelin wurde in Baden-Württemberg erfunden. Das Fahrrad. Das Motorrad. Und das Motorboot. Der Benzinmotor. Und die Zündkerze. Hier wurden die ersten fahrtüchtigen Autos konstruiert, fuhr erstmals ein Taxi, kam der Teddybär zur Welt und die Dauerwelle in Mode. Baden-württembergischem Erfindergeist verdanken wir den Volkswagen und die Rechenmaschine ebenso wie die Kuckucksuhr und den Alleskleber. Ja, die Baden-Württemberger haben – in des Wortes doppelter Bedeutung – das Pulver erfunden. Kaum verwunderlich, daß in einem so erfindungsreichen Land auch eine Bank ganz schön erfindungsreich und unternehmungsfreudig ist.



Die Baden-Württembergische Bank.

Am Spritzenhausplatz: Ihre Aalener Stadtwohnung

Mitten in Aalen

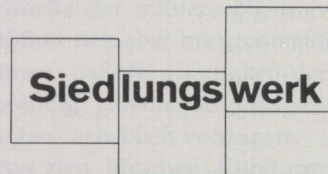
Immer mehr Bürger schätzen wieder das Wohnen und Leben **mitten in der Stadt** – bei einer Bauplanung, die die Erfordernisse neuzeitlichen Wohnens auch dort gewährleistet. **Das Siedlungswerk** hat zusammen mit dem Esslinger Architekturbüro »Project GmbH« eine solche Planung für den Bereich **Spritzenhausplatz/Spitalstraße/Bahnhofstraße/Stadelgasse** erarbeitet.

Die Architektur

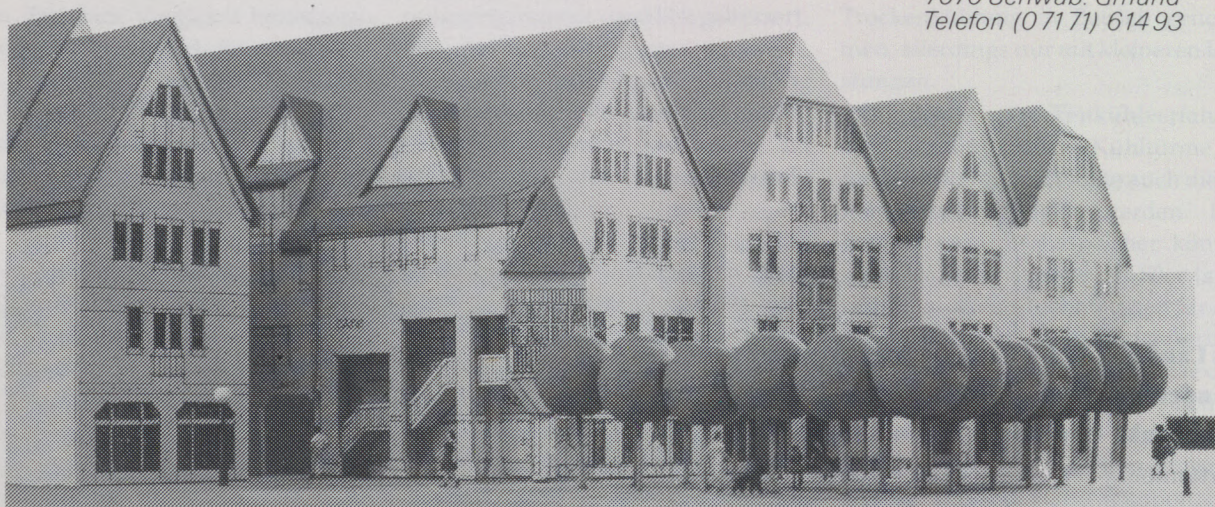
Mit seinen steilen Dachformen paßt sich die Neubebauung harmonisch in das **Aalener Altstadtbild** ein. Arkaden im Erdgeschoß, Erker in den Obergeschossen und eine abwechslungsreiche Fenstergestaltung lassen den fertiggestellten Spritzenhausplatz sicher einmal zu einem **Schmuckstück Aalens** werden. Der **hohe Wohnwert** dieser Anlage zusammen mit der **zentralen Lage** ist gleichzeitig die beste Versicherung für einen **hohen Wertzuwachs** Ihres Wohnungseigentums.

Das Wohnungsangebot reicht von der **1-Zimmer-Wohnung** mit 38m² Wohnfläche bis zur **4½-Zimmer-Wohnung** mit 122m² Wohnfläche.

Lassen Sie sich beraten.



gemeinnützige GmbH
Kapuzinergasse 4
7070 Schwäb. Gmünd
Telefon (07171) 61493



„Die Alb in ihrer Vielfalt“

....Unter den zahlreichen Bildbänden, die es über die Schwäbische Alb gibt, ist dies der anspruchsvollste und reichhaltigste. Dies gilt zunächst einmal für die Auswahl schönster Bilder, aber auch für den Text. Der Schriftsteller Gerd Gaiser hat mit viel Kenntnis und Einfühlungsvermögen einen einführenden Essay geschrieben, Hermann Baumhauer leitet jeweils die in landschaftliche Gruppen zusammengefaßten Bildteile mit prägnanten Formulierungen ein und...

Aus Staatsanzeiger für Baden-Württemberg über die 1. Aufl.

Gerd Gaiser/Hermann Baumhauer

Schwäbische Alb

216 S., 138 Kunstdrucktafeln, davon 49 in Farbe. Großformat 25x25,5 cm. Leinen DM 59,-. Der beeindruckende Bildband über die herb-liebliche Kulturlandschaft der Alb, herausgegeben unter Mitwirkung des Schwäbischen Albvereins. Aus dem Inhalt: Ostalb, Stauferland, Geislinger Alb, Um Teck und Neuffen, Uracher und Münsinger Alb, Ulmer Alb, Reutlinger Alb, Großes Lautertal, Zollernalb, Heuberg und Donautal.

**Konrad Theiss
Verlag Stuttgart**

entwickelten Gedanken halten wir den Bau von Speichern zum Ausgleich der beim Kühlturbetrieb von Kraftwerken verursachten Verdunstungsverluste für nicht hinreichend begründet. Es ist das Recht und die Pflicht der betroffenen Interessengruppen, hierüber eine überzeugende Begründung zu verlangen.

Irsee wurde Bildungszentrum

Am 25. 9. 1981 wurde in Irsee bei Kaufbeuren im ehemaligen Benediktiner-Kloster das «Schwäbische Bildungszentrum» für den bayerischen Bezirk Schwaben eröffnet. Das Haus, das bis zum Jahre 1972 als psychiatrisches Krankenhaus genutzt wurde, ist zu einem Teil für die zentrale Fortbildung des psychiatrischen Pflegepersonals der bayerischen Bezirke bestimmt, zum anderen Teil steht es aber allen Einrichtungen der Erwachsenenbildung zur Verfügung. Auch Privatpersonen, Familien und Gruppen sind willkommene Gäste.

Mehr Wiesen, mehr Natur – und weniger Kunstrasen!

(AGNUS-sh) Der Landesnaturschutzverband hat das für die staatlichen Liegenschaften zuständige Finanzministerium unseres Landes um eine Überprüfung der Anweisungen für die Pflege der Außenanlagen von staatlichen Einrichtungen (Verwaltungsgebäude, Universitäten u. a.) bzw. um eine Änderung der hierfür abgeschlossenen Betreuungsverträge mit dem Ziel gebeten, daß insbesondere die großen Rasenflächen nur noch zweimal im Jahr gemäht werden sollen. Der sich dadurch anstatt des eintönigen Grüns der intensiv gemähten Flächen einstellende natürliche Wiesenbewuchs könne auf diesen Flächen zu einem Lebensraum seltener Pflanzen und Tiere werden, weil diese im Gegensatz zu landwirtschaftlich genutztem Grünland auch nicht gedüngt werden müßten. Das Land könne hier jährlich hohe Aufwendungen für das bisher praktizierte intensive Mähen der großen

Rasenflächen einsparen und damit auch für die Besitzer von privaten Hausgärten ein nachahmenswertes Beispiel geben. Der ökologische Nutzeffekt sei mit einer wesentlichen Kosteneinsparung für das verringerte Mähen verbunden.

Aufbaustudium Denkmalpflege in München

(DSI) An der Technischen Universität München wurde vor drei Jahren ein Aufbaustudiengang für Baudenkmalpflege eingerichtet. Seit dem Wintersemester 1981/82 können an diesem «Aufbaustudium Denkmalpflege» auch Absolventen der Fachhochschulen teilnehmen.

Mit diesem Postgraduiertenstudium wird Absolventen der Fachrichtungen Architektur und Kunstgeschichte, aber auch verwandter Studienrichtungen (Bauingenieurwesen, Garten- und Landschaftspflege u. a.) in einem Vollstudium über zwei Semester die Möglichkeit geboten, sich für ihre künftige Berufsausübung vertiefte Kenntnisse auf dem Gebiet der Baudenkmalpflege anzueignen. Es sollen also primär nicht spezielle «Denkmalpfleger» ausgebildet werden; mit dem Prüfungsabschluß ist deshalb auch kein akademischer Grad oder Titel verbunden. Durch das Aufbaustudium Denkmalpflege sollen jedoch auch den Architekten und Kunsthistorikern, die später vorwiegend in der Denkmalpflege tätig sein wollen, die speziellen fachlichen Kenntnisse vermittelt werden, die sie sich sonst nur während einer praktischen Tätigkeit selbst erarbeiten können.

Im Studienplan sind Vorlesungen, Übungen und Seminare in mehreren Fächergruppen vorgesehen.

Das Aufbaustudium beginnt jeweils im Wintersemester. Zugelassen werden Bewerber nicht nur im unmittelbaren Anschluß an das Fachstudium; auch Studienteilnehmer mit praktischer Berufserfahrung sind erwünscht. (Auskünfte durch den Lehrstuhl für Entwerfen und Denkmalpflege – Professor Dr.-Ing. Otto Meitinger – Arcisstraße 21, 8000 München 2, Tel.: 089/2105/2860).

Werke von Reinhold Nägele gesucht

Zum 100. Geburtstag am 17. August 1984 wird eine umfassende Monografie über Leben und Werk des bekannten schwäbischen Malers und Grafikers Reinhold Nägele erscheinen. Für das Werkverzeichnis sucht der Konrad Theiss Verlag Stuttgart (Postfach 730) Hinweise auf Bilder und Grafiken, da das Oeuvre durch die Emigration des Künstlers, durch vielfachen Besitzwechsel usw. weit verstreut und schwer zu erfassen ist. Vertrauliche Behandlung der Angaben wird vom Verlag zugesichert.

Persönliches

In ihrem 94. Lebensjahr ist am 20. Januar 1982 in Stuttgart die Schriftstellerin und Sozialpolitikerin **ANNA HAAG** gestorben, die u. a. auf Vorschlag des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES mit der Medaille «Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg» ausgezeichnet worden ist.

Am 19. Mai 1982 ist der 90. Geburtstag von Oberforststrat i. R. Dr. h. c. **OTTO LINCK** (Güglingen). Der hochverdiente Forstmann, Geologe, Naturschützer und Schriftsteller war über lange Jahre im Vorstand und im Redaktionskollegium für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND tätig, auf dessen Vorschlag wurde **OTTO LINCK** mit der Medaille «Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg» ausgezeichnet.

Seinen 75. Geburtstag feiert am 2. Juni 1982 **PROF. WILLI K. BIRN**. Schon als amtierender Tübinger Regierungspräsident hat er den Vorsitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES übernommen; nach seiner Versetzung in den Ruhestand wurden ihm eine Reihe weiterer verantwortungsvoller Ehrenämter übertragen, so der Vorsitz der Aktionsgemeinschaft für Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg. Alle Bereiche von Heimatschutz und Heimatpflege und ganz besonders Naturschutz und Denkmalpflege verdanken ihm wichtige und nachhaltige Impulse.

Veranstaltungen und Studienfahrten

Die Landschaft Hohenlohe in Vergangenheit und Gegenwart

Erziehung im heimatlichen Lebensraum

Fortbildungstagung für Lehrer auf der Comburg
5. bis 9. Juli 1982

Das Oberschulamt Tübingen und der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND veranstalten zu Beginn der Sommerferien zusammen mit der Staatlichen Akademie für Lehrerfortbildung Schwäbisch Hall eine Fortbildungstagung, bei der an konkreten Beispielen aus Hohenlohe Möglichkeiten erarbeitet werden sollen, Ausbildung und Erziehung am Prinzip des Heimatlichen zu orientieren, um – nach einem Wort von Hermann Bausinger – die Ethik des Nahhorizonts mit der Ethik des Fernhorizonts zu verknüpfen. Bereits erprobte Unterrichtsmodelle sollen demonstriert, weitere zumindest in Ansätzen erarbeitet werden. Die Federführung für Vorbereitung und Durchführung der Tagung liegt beim Oberschulamt Tübingen – Präsident Pitsch. Anfragen sollen dorthin gerichtet werden. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt.

31

Aktion Irrenberg 1982

Samstag, 28. August 1982

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**
Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist Eigentum des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Nur regelmäßige Pflege kann die Schönheit dieses Gebiets erhalten. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

Terminänderung:

36

Stromberg

Führung: Elisabeth Zipperlen

statt Mittwoch, 15. September 1982

jetzt Mittwoch, 22. September 1982

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 21,-

Und im Herbst: Zwei Fahrten ins Blaue:

37

1. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 20. Oktober 1982

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

38

2. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 24. Oktober 1982

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Wie seit Jahren finden wieder zwei **«Fahrten ins Blaue»** statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung der Landeshauptstadt Stuttgart, die zwar weniger bekannt ist, aber die Besucher überrascht mit architektonischen, künstlerischen oder geschichtlichen Details. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

44

Advent in Zürich und Umgebung

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Samstag, 4. Dezember 1982, bis Montag, 6. Dezember 1982

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 117,- incl. Eintrittskosten

Samstag: BAB Stuttgart – Donaueschingen – über den Randen nach Waldshut (Mittagspause) – Säckingen – Zürich

Sonntag: Vormittags Stadtgang durch Zürich; nachmittags Umgebung von Zürich (je nach Witterungsverhältnissen)

Montag: Ausfahrt nach Einsiedeln; nachmittags Heimfahrt über Wetzikon – Winterthur – Stuttgart

Die traditionelle Adventsfahrt ist dieses Mal auf eine schweizerische Großstadt zugeschnitten, die an Wochenenden ein besonders vielfältiges Angebot an Veranstaltungen bereithält. An Besichtigungspunkten sind u. a. vorgesehen: Waldshut – Säckingen, Zürich (und Umgebung) sowie Einsiedeln, wo wir auf den Spuren des schwäbischen Heiligen Meinrad wandeln.

Wanderbücher bei schauenburg

KURT KLEIN

Auf einsamen Pfaden

Wanderungen im Kinzigtal. Waldparkplätze – Naturlehrpfade – Waldlehrpfade – Trimm-Dich-Pfade – Waldsportpfade und Wassertretanlagen

264 Seiten mit 22 Kartenskizzen

12,80 DM

RUDOLF RITTER

Wanderwege im Elsaß

Rundwanderungen in den Vogesen

6. Auflage 1982, 304 Seiten mit 60 Rundwanderungen und Kartenskizzen

19,80 DM

RICHARD TÜCHLE

Kreuz und quer durch den Schwarzwald

Die Höhen- und Querwege des Schwarzwaldvereins, mit einem Verzeichnis der Wanderheime des Schwarzwaldvereins, Jugendherbergen, Naturfreundehäuser und Unterkunftshinweise

2. verbesserte Auflage, 64 Seiten

6,— DM

RICHARD TÜCHLE

Goldener Schwarzwald-Ostweg

Die Höhen- und Querwege von Pforzheim – Bad Liebenzell – Zavelstein – Altensteig – Pfalzgrafenweiler – Freudenstadt – Alpirsbach – Schramberg – Villingen – Geisingen – Stühlingen – Schaffhausen

80 Seiten

6,80 DM

In allen Buchhandlungen erhältlich

MORITZ SCHAUENBURG VERLAG
LAHR/SCHWARZWALD

RICHARD TÜCHLE

Goldener Schwarzwald-Mittelweg

Auf dem Mittelweg in 10 Tagen von Pforzheim bis nach Waldshut

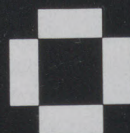
74 Seiten

6,80 DM

Wertvolles muß man schützen!

Seerosen finden Sie auf Mooreseen, Teichen oder langsam fließenden, wärmeren Gewässern. Ihre Blüten öffnen sich zwischen 7 und 16 Uhr. Die Wurzeln enthalten sehr viel Gerbstoff und wurden daher früher zum Gerben verwendet. Die Seerose steht unter Naturschutz. Wildwachsend ist sie sehr wertvoll geworden. Wertvoll ist auch unser Leben und das unserer Kinder. Daneben sind uns Hab und Gut, Auto, Heim und Haus kostbar geworden. Wir können uns nicht vor den Gefahren schützen, die das alles bedrohen – wohl aber vor den finanziellen Folgen.

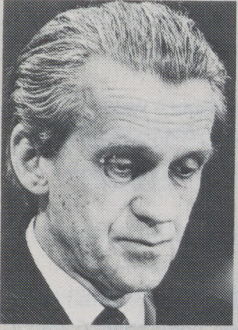
Ein Fachmann der Württembergischen in Ihrer Nähe berät Sie gern über Ihren ganz persönlichen Versicherungsschutz. Sprechen Sie mit ihm!



Württembergische
Versicherungen

Württembergische Feuerversicherung AG, Postfach 60, 7000 Stuttgart 1

Steine zum Sprechen bringen...



gelingt Walter und Inge Jens,
den Fotografen Stefan Moses und
Joachim Feist mit dem
neuen Bildband:



Die kleine große Stadt Tübingen

156 Seiten mit 84 Tafeln, davon 46 in Farbe,
24,5 x 25 cm. Leinen DM 59,-.

ISBN 3 8062 0268 0

Werbemittel: Vierfarbiger, vierseitiger
Prospekt 24,5 x 24,5 cm.

Ein besonderer Bild- und Textband über eine
ungewöhnliche Stadt, "die kleine große
Stadt", die das deutsche Geistesleben mitbe-
stimmte, eine Stadt die geschichtsträchtig wie
kaum eine andere ist.

Ein Buch das das Kleine und das Große die-
ser Stadt ins Bild setzt:

Tübingen aus einer anderen Perspektive.
Mehr als ein betrachtenswerter Bildband. Ein
lesenswertes Buch!

Für alle Tübinger in nah und fern, vor allem
für alle ehemaligen Tübinger Studenten ein
schöner Erinnerungsband.



Konrad Theiss Verlag